

## Kapitel 1

Sophie späht aus dem Fenster ihrer Zweizimmer-Altbau-Wohnung in Hamburg auf das Balkongeländer. Dort hat sich eine Krähe niedergelassen, die merkwürdig schwankt und ihren Kopf schlapp zur Seite fallen lässt. Sekunden später stürzt sie in die Tiefe. Sophie öffnet hastig die Tür, betritt den Balkon und schaut besorgt hinab. Ihr Blick scannt die Straße. Nichts. Keine sich windende, verendende, keine tote Krähe. Sie geht wieder hinein, schließt die Balkontür. Seltsam, denkt sie, schaut noch einmal zum Fenster.

Ihre Gedanken fliegen wieder zu Joshua. Sie setzt sich an ihren Computer, starrt ins Schwarze des schlummernden Rechners. Tief Luft holend lehnt sie sich zurück, lässt ratlos die Schultern fallen und fährt ihn herunter. Nein, lieber mündlich, sagt sie sich, obwohl der Gedanke an ein Gegenübertreten ihren Magen zusammenpresst, als würde er ausgewrungen. Sie erhebt sich langsam, wandert, einfach nur um sich zu bewegen, in den Flur und blickt in den Spiegel. Mit einem Ruck zieht sie ihren schlabbrigen grauen Pullover zurück über die Schulter und beäugt kritisch ihre Figur, ihre zur Wespentaille geschrumpfte Körpermitte. Ihr Atem strömt bis in die Füße hinab, gefühlt schwer wie Blei. Sie schaut prüfend auf ihr Gesicht. Die schlafstörende Beziehungskrise wirft Schatten um ihre Augen, schimmert durch ihre fahle Haut. Das schulterlange blonde Haar hängt herab wie nasses Stroh. Keine Zeit, keine Energie für den Friseur. Eigentlich nicht unattraktiv, resümiert sie, aber aktuell wie zweimal einunddreißig. Sie wendet sich frustriert ab, schleicht ratlos zurück ins Wohnzimmer.

Müde von den wild zirkulierenden Gedanken, die ihr Hirn zu einer Achterbahn machen, rücken die Dinge in ihre Aufmerksamkeit, die sie noch abzarbeiten hat. Joshua und ihre geplante Kanadareise drängen sich penetrant in ihr inneres Büro. Zurück bleibt Chaos. Hätte die Mappe neben dem Computer mit dem Aufdruck STELZER – LANDSCHAFTSÖKOLOGIE UND -PLANUNG Arme, so würden diese sie jetzt packen und an sich ziehen. Daneben die Logo-Entwürfe und Textvarianten für die Jutebeutel, die sie auf eigene Faust bedrucken lassen will: „Cool, zäh, langlebig – dieser Beutel ist voller Hoffnung auf saubere Meere“, ist ihr Favorit. Die Sprüche lagern dort bereits seit vier Wochen. Nichts bewegt sich, nur die verdammten Gedanken an ihre bankrotte Beziehung.

Ein Schatten vor dem Fenster. Sophies Blick wird zum Balkon gezogen. Die Krähe – gesund und munter – lässt sich wieder auf der Balustrade nieder. Sie hat etwas Sandfarbendes im Schnabel. Sophie nähert sich vorsichtig und beobachtet durch die Scheibe, wie der schwarze Vogel seine Beute auseinander hackt. Als er wenig später einen schmalen Zettel aus einem jetzt erkennbaren, aufgebrochenen Gebäckstück zieht, geht ein Schauer durch Sophies Körper. Ein Glückskeks, schießt es durch ihren Kopf und von dort direkt ins Herz. Die Krähe lässt den Zettel aus dem Schnabel fallen, pickt die Kekskrümel auf und fliegt davon.

Sophie tritt auf den Balkon hinaus, hebt den Zettel auf und liest: „Dein Leben wird jetzt eine spannende Reise!“ Reglos starrt sie auf das kleine schmale Stück Papier zwischen ihren Fingern. War das ein Spruch von Joshua? Natürlich nicht, bremst sie sofort ihr Hirngespinnst. So viel Zufall, das ist doch Quatsch! Aber ist der Inhalt vielleicht ein Wink? Du bist verdammt noch mal weder abergläubisch noch hast du jemals auf irgendwelche Wahrsagereien gehört, holt sie sich abermals zurück.

Sie lässt sich in ihren großen, weichen Sessel fallen und überlegt. Man kann den Vorfall ja schlichtweg als Wegweiser auffassen und darauf seine ganz eigene Entscheidung fußen lassen. Eigentlich empfindet sie es als unfair, die Reise ohne Joshua anzutreten, hatte sie ihn doch endlich

davon überzeugen können, einmal richtig in die Natur einzutauchen und nicht immer nur in Städten herumzuhängen. Aber jetzt überlegt sie neu.

Joshua ist eigentlich ein lieber Kerl, sagt sie sich, er weiß es nur leider nicht. Und ihre Lebensentwürfe liegen meilenweit auseinander, oder besser gesagt, Joshua hat gar keine.

Sie sieht sein fein geschnittenes, aber mutloses Macht-doch-alles-keinen-Sinn-Gesicht vor sich. Er hat nichts, was ihn vorwärtstreibt. Ihm fehlt das für all seine großartigen Ideen entscheidende Durchhaltevermögen. Und mit Kindern hat er auch nichts im Sinn. Kleine Terroristen, nennt er sie, obwohl er mit denen seiner Schwester sehr gut klarkommt.

In all ihrer Wirrnis und Trauer schleicht sich plötzlich ein Lächeln in ihr Gesicht, das da eigentlich gar nichts verloren hat. Sie denkt an das erste Mal mit Joshua. Sie sieht sich auf dem Bett liegend, als er, den Blick wie von einem Magneten angezogen, auf ihren nackten Körper, in seine Unterhose stieg, das Hintere nach vorne gedreht. Sie prustete los und dann konnten sie beide nicht aufhören zu lachen. Er stieg wieder aus der Hose, warf sie hinter sich und kam zurück zu ihr ins Bett. Gut zwei Jahre ist das her, aber unvergessen. Es begann so leicht, so unbeschwert und wurde so entsetzlich schwer.

Mit einem tiefen Seufzer begibt sie sich in die Küche, füllt ihren Thermomix mit Gemüse. An den Tagen in der Woche, an denen sie von zu Hause aus arbeitet, gönnt sie sich gesunde, frische Kost, Bio natürlich und vegetarisch. Sie denkt an Joshua, wie er ein blutiges Steak auf ihrer Küchenablage ausgepackt hatte, an die sich anschließende Diskussion über das grausame Töten von Tieren und die Auswirkung auf die Welternährungslage. Ja, er gab ihr Recht, aber er fühlt sich einfach nicht in die Pflicht genommen, fühlt sich losgelöst von allem.

Es ist vorbei, es sollte vorbei sein, sagt sie sich matt, schnappt sich kurzerhand ihre Joggingklamotten, schlüpft eilig hinein und entflieht vorerst ihren Verpflichtungen. Bereits eine kurze Runde würde den Kopf frei putzen und Klarheit bringen für die geplanten Aktivitäten des Tages und die Entscheidung – reisen oder nicht.

## Kapitel 2

Joshua starrt auf den Computerbildschirm der Firma HAPPY SLOGANS – WERBUNG, GLÜCKSKEKSE, GLÜCKWUNSCHKARTEN, als blicke er in ein schwarzes Loch. Es ist kurz vor Feierabend und er hat noch keine Zeile geschrieben. Und dann schießt Wut vom Bauch ins Hirn und sprengt seine Blockade: „Wenn Sie wissen möchten, was Glück ist, essen Sie diesen Keks. In wenigen Sekunden sind sie befreit vom Leben mit seinem Elend und seinem Müll“, tippt er, speichert, schickt den Glückskeksspruch auf den Server des Lektorats und lässt den Rechner herunterfahren.

Sein ohnehin schmales, ebenmäßiges Gesicht ist blass und wirkt eingefallen, seine dunklen Wimpern an den langen Lidern beschatten seine Augen, seine starken Nasenflügel treten nun noch stärker hervor. Er fühlt sich wie ein Ballon, dem die Luft ausgegangen ist. Müde fährt er sich mit den Händen durch das störrische dunkle Haar, das unbedingt mal wieder einen Schnitt bräuchte. Aber er hatte einfach keinen Drive zum Putzer zu gehen, keine Lust auf Trashtalk und extreme Abneigung dagegen, sich unter diesem lächerlichen Plastikkittel stillsitzend Belanglosigkeiten anhören zu müssen.

Er verbringt den Abend nach dieser Verzweiflungstat in der Eckkneipe LETZER SCHLUCK, wenige Schritte von seiner Wohnung entfernt, und stürzt grausam ab. Immer wieder denkt er an seinen Job, die verdammten Glückskekssprüche und die albernen Werbeslogans für Push-ups und

Wiener Würstchen, an den Roman, den er zu Ende schreiben wollte, an Sophie, die nicht müde wurde, ihn dazu zu ermutigen, sein Vorhaben zu verwirklichen. Es sollte eine Roadstory werden – vielleicht einmal ein Roadmovie. Aber auf halber Strecke hatte er aufgegeben, so wie er auch schon das Tauchen, das Gitarrespielen und jetzt auch das Joggen aufgegeben hatte. Auch sein Bedauern darüber konnte ihn nicht dazu bewegen, wieder anzufangen.

Einen Moment lang schweigt er in den Erinnerungen an die Zeit mit Anfang zwanzig, als er topfit war, sein Geld mit Tauchunterricht verdiente. Krass, sagt er sich, das ist schon fast zehn Jahre her. Welch ein Grauen!

Am nächsten Tag schleppt er sich auf schweren Beinen ins Büro, vorbei an seinen müde grüßenden, in Überflüssigkeiten vertieften Kolleginnen. Wie er sie hasste, diese Mittelmäßigkeit, diese Humorlosigkeit, diese wichtigtuenden Schreiber, die eigentlich alle gern mindestens Zeitungsredakteure geworden wären anstatt Sprücheklopfer für fade Kekse.

Als er sich an seinen Schreibtisch setzen will, fängt ihn die Sekretärin des Chefs ab. „Der Boss will dich sprechen“, sagt sie mit eisiger Miene.

Joshua hat damit gerechnet. Er lauert schon lange auf einen heldenhaften Abgang, ist stolz auf das Geschriebene, auf seinen Mut, der endlich in ihm gereift war. Er fühlt sich ein bisschen wie Charles Bronson in „Spiel mir das Lied vom Tod“, kurz mal den entscheidenden Treffer aus der Hüfte gelandet und damit selbst auf der Abschussliste. Er folgt der Sekretärin ins Chefzimmer.

In seiner Wohnung läuft Joshua über die am Boden liegende Outdoorjacke, eigens für die bevorstehende Kanadareise mit Sophie gekauft, über diverse Spickzettel und Wollmäuse direkt zum Fenster.

Er braucht frische Luft, reißt das Fenster sperrangelweit auf und geht zu seiner Dartscheibe, die an einer Staffelei hängt. Er nimmt einen seiner handgefertigten bunten Federpfeile von der Scheibe – alle dicht um den schwarzen Punkt herum steckend – und wirft ihn, ohne wirklich zu peilen, mit der Wut eines erniedrigten Opfers. Der Pfeil fliegt geradewegs an der Scheibe vorbei und hinaus auf die Straße.

Joshua geht zum Fenster, blickt hinunter, erschrickt und würgt ein aufkeimendes Lachen ab. Der Pfeil steckt im schwarzen Hut eines älteren Mannes in Ledermontur. Der ist stehen geblieben – seinen Hut jetzt in der Hand –, während sich eilige Passanten um ihn herum lavieren.

Er entdeckt Joshua am Fenster und schreit zu ihm rauf: „Schuss ins Schwarze! Hut ab, du Indianer!“ Er grinst böse. Nun sind alle Blicke nach oben gerichtet. „Hätte ins Auge geh’n können, Skalpjäger!“

Joshua erschrickt. „Sorry, war so nicht geplant. Tut mir echt leid. Sollte auf die Scheibe.“

„Na dann besorg dir mal doch lieber ’ne Brille!“, schallt es zu ihm rauf. Der Getroffene setzt den Hut gemächlich wieder auf – den Pfeil stecken lassend. „Wollte ja eigentlich schon immer ’n Hut mit Feder.“ Er rückt ihn auf seinem fransigen grauen Haar zurecht, steckt die Hände in die Hosentaschen, zwinkert Joshua zu und geht weiter.

Nach dem vierten Glas Rotwein beginnt er/Joshua zu fantasieren. Er sieht seinen Vater vor sich, raumfüllend in seiner stets provokanten Haltung, ihn, Joshua, zu einem Nichts werden lassend. Er sieht sich am Boden liegend, seinen Vater über ihm, ihn mit dem Fuß niederdrückend. Und er stellt sich vor, wie er irgendwo ins Wasser springt, langsam auf den Grund eines Flusses sinkt und schließlich umringt von Vater, Mutter, Schwester und Sophie von Polizisten tot aus dem Wasser gezogen wird. Und er sieht sie alle an seinem Grab, seinen Vater aufrecht, zwischen Erschütterung und Empörung über seinen Sohn, der ihm dies angetan hatte, undankbar ihm gegenüber, wie immer, ihm, der doch nichts falsch gemacht hatte. Daneben seine Mutter in

ehrlicher Trauer, seine Schwester minimal berührt und Sophie gebeugt unter der Last der Schuld, das Gesicht vom Kummer zernagt.

...

### Kapitel 3

Sophie klappt ihr Notebook zu. Es ist entschieden. Sie wird reisen. Alles, was noch zu erledigen war, ist getan. Sie liebt Entrümpelung, mag leere Schreibtische, befreit ihr Leben gern von Staub. Abgearbeitet – abgewickelt – erledigt.

Die Gedanken an den Abschied von Joshua schneiden noch in ihr Herz wie scharfe Messer. Es waren immerhin zwei Jahre, die sie versucht hatten, zusammenzuwachsen, eine Brücke über den Graben ihrer unterschiedlichen Lebensansichten zu bauen.

Sophie hatte damit gerechnet, dass er nichts unternehmen würde, um sie zu halten. Wenn ihm etwas zu entrinnen scheint, lässt er es sofort los. Kein Bemühen, kein Kampf, kein bisschen Hoffnung.

...

Als sie/Sophie mit ihrem viel zu schweren Rucksack viel zu früh am Counter der Airline steht und dem Stuart ihr Ticket nach San Francisco in die Hand legt, ist ihr, als würde sie in ein neues Leben eintauchen. Noch nie hatte sie eine Reise allein gemacht. Klar, mal mit dem Auto irgendwo an die Ostsee, aber keine Flugreise und schon gar keine Fernreise. Herausforderungen annehmen, das war schon immer ihre Devise, geht jedoch trotz Yoga und anderen Entspannungstechniken unverändert mit Aufruhr in der Magengegend einher.

Vierzehn Stunden später landet sie in San Francisco.

### Kapitel 4

Joshua packt seinen kleinen Rucksack. Er hat ein neues Ticket nach San Francisco gekauft – Last Minute und einen Tag später als das von Sophie gebuchte. Er hat seinen Eltern und seinem Freund eine SMS geschickt, dass er die USA-Kanada-Reise nicht anträte, weil es mit Sophie aus ist, und dass er für eine Woche irgendwo ans Meer führe. Seine Eltern, die einen Schlüssel für seine Wohnung haben, mögen sich bitte um seine Fische Wanda und Bruce Lee kümmern.

Als er in der Warteschlange am Flughafen steht, überkommt ihn eine fast unerträgliche Tristesse. Er geht leicht gebeugt unter der Last seines kleinen Gepäcks. Seit er seine Muskeln nicht mehr trainiert, ist er noch schlaksiger geworden. Er fühlt sich verloren zwischen all diesen Menschen, mit denen er nichts tun hat, fühlt sich so anders, so weit weg von allen und von allem. Einzig der alte Mann vor ihm erscheint ihm nah, nah in seiner Zukunftsaussicht. Auch er wartet

im Grunde genommen nur noch auf seinen Tod. Und er schaut Joshua immer wieder an, als würde er erraten, was in ihm vorgeht.

Der Alte legt seine Hand auf Joshuas Schulter. „Was ist los Kumpel? San Francisco is doch ’n fröhliches Ziel. Und du schaust, als ob du ins Boot Camp geschickt wirst.“

Joshua schweigt hartnäckig und der Alte tippt ihn an: „Du hast doch noch so viel vor dir, du Jungspunt. Hey, lächle!“

Joshua lächelt müde.

„Nimm dir ’n Beispiel an mir!“ Der Alte grinst. „In zwei Tagen heirate ich meine Freundin, die ich bei der letzten USA-Reise kennengelernt habe.“ Verschmitztes Zwinkern. „Sie ist nur ein ganz kleines bisschen jünger als ich und sieht prächtig aus.“

Joshua wird kalt, seine Brust schnürt sich zusammen.

Der Alte schmunzelt. „Jetzt fragst du dich, wie alt wir wohl sind, was? Na rate mal!“

„Keine Ahnung“, entgegnet Joshua matt.

„Also ich zähle fünfundachtzig Jährchen und meine Geliebte ist fünfundfünfzig. Noch echt knackig.“

Joshua lächelt gequält. „Na, dann alles Gute“, presst er heraus und hofft auf eine zügige Abfertigung. Er blickt auf die Uhr. Es ist viertel nach elf. Die Zeit will nicht verstreichen.

...

## Kapitel 6

.....

Joshua zieht seine Arbeits-Latzhose und einen schwarzen Pullover aus dem Rucksack. Es ist die Hose, die Sophie so lächerlich fand. Er steigt hinein, den Latz über den Pulli und seine Outdoor-Jacke darüber. Mit einem Gefühl nie zuvor empfundener Entschlossenheit macht er sich auf, zum Sprungbrett der Lebensmüden. Er fühlt sich ihnen verbunden, den von Dämonen Verfolgten, den Hoffnungsbefreiten, die aus den Katakomben ihres miesen Lebens stiegen und es vor ihm gewagt hatten. Das gibt ihm Kraft.

Er schraubt sein Handy an den Selfie-Stick. Es wird ein Foto geben von ihm auf der goldenen Brücke, kurz vor dem Sprung in die Fluten des Pazifiks. Und das will er Sophie schicken. Es soll ihr wehtun. Sie soll spüren, was sie angerichtet hat.

Joshua tritt in den dunklen, kühlen Morgen hinaus. Seine Schritte sind kraftvoll wie noch nie, sein Körper aufrecht, keine Spur von Müdigkeit mehr. Er schnappt sich ein Taxi. Die Fahrt geht über die Marina. Im Dunkel erahnt er den Pazifik – sein Ziel. Vor der Brücke steigt er aus, bleibt andächtig stehen und entfacht mit getragener Geste eine Zigarette. Die Letzte, sagt er sich kurz lächelnd. Die letzte Kippe, die letzten Gedanken und dann der letzte Atemzug.

Nur ein tief liegender Dunstschleier bedeckt das Meer und den Sockel der Pfeiler. Die Brücke liegt jetzt frei und einladend vor ihm, die Sonne kriecht tieforange über die sanften Hügel der Bucht. Sie scheinen sich vor ihm und seinem Plan zu ducken. Melancholie erfasst ihn. In den Filmen „Star Trek“ und „Superman“ hatte er die Golden Gate bereits bewundert. Aber nun live vor ihm, mit dem Plan seines Ablebens, das war der Hammer. Golden ist keine schnöde Verklärung, denkt er, nein, sie ist es tatsächlich, hier in der aufgehenden Sonne. Wie Harfensaiten hängen die Seile an den dicken Eisenkabeln herab, halten Fahrbahn, Rad- und Fußgängerweg in eleganter Leichtigkeit zwischen den gigantischen Pfeilern.

Joshuas Blick gleitet über die rosa-violett getünchten Hügel der San Francisco Bay. Die Klänge von Charles Gounods „Romeo und Julia“, die er als Junge so gern hörte, schwingen plötzlich wieder in ihm wie die Wellen des Meeres vor ihm. Doch je mehr er sich nähert, desto schärfer durchschneidet das durchdringende Kreischen der Möwen diese sanfte Schwermut. Er spürt sein Herz schlagen. Der Takt der Zeit, die für ihn zu Ende geht.

Der Wind schlägt ihm die Kapuze an den Kopf und wirft ihn in die Realität. Er zieht den Reißverschluss seiner Allwetterjacke hoch bis unters Kinn, die Kapuze über den Kopf und setzt, jeden Schritt bewusst spürend, einen Fuß vor den anderen. Der Gehsteig ist gerade geöffnet worden, aber niemand außer ihm betritt die Brücke. Niemand wird ihn zurückhalten können, niemand wird ihn in den Fluten verschwinden sehen.

Unbeeindruckt passiert er das Schild mit der Aufschrift

„Krisenberatung – Es gibt Hoffnung – ruf an – die Konsequenzen eines Sprungs von dieser Brücke sind fatal und tragisch.“ Ja, genau! Das ist es, was er will – Untergang! Tragik!

## Kapitel 8

Joshua betritt die Golden Gate Bridge. Er spürt förmlich den Sog der Strömung unter sich. Die Wellen des Pazifiks knallen erbarmungslos an die Pfeiler, der Wind pfeift ihm ungnädig in die Ohren, presst ihm die Haut auf die Wangenknochen, reißt seine Seele auf. Er taumelt, fängt sich, hält sich am Geländer fest. Nur brusthoch, vermag es den Entschlossenen nicht vom Sprung abzuhalten.

Joshua wird übel. Er zögert, geht weiter, hält wieder inne. Die ersten Autos rauschen an ihm vorbei und mit ihnen der ganz normale Wahnsinn, die Gehetzten darin, mit den Plänen für den Arbeitstag in ihren wirren Schädeln, die nichts rafften, nichts kapieren von dem, was hier vorgeht.

Für einen Moment stellt er sich vor, wie Sophie neben ihm anhält, aus dem Auto springt und ihre Arme um ihn schlingt. Schließlich reißt er sich, in einem Anflug von Wut über die von ihr so radikal vollzogene Trennung, die Jacke herunter, lässt sie auf den Boden fallen, schlottert erbärmlich in seinem dünnen Pullover unter seiner Latzhose.

Er hebt den Selfie-Stick an, zieht ihn weit heraus, während er seinen Rücken fest ans Geländer presst. Doch eine heftige Böe schlägt ihm das Handy an den Kopf. Es kippt an seinem Ohr vorbei und nach hinten. Er versucht es vergeblich wieder nach vorne zu holen, aber es gleitet ihm aus der zitterigen Hand und versinkt unter ihm in den aufgewühlten Fluten des Pazifiks. Nichts gelingt ihm, nicht mal der angemessene Abgang, denkt er, den Blick aufs Wasser gesenkt.

Der Wind zerrt an seinem Haar, an seiner Kleidung. Er umfasst das Geländer jetzt fest mit beiden Händen. Sein Herz rast, sein Mund ist trocken und rau wie Sandpapier, seine Beine schlottern haltlos und schlapp wie lose eingehängt an seinem Rumpf. Alles an und in ihm zittert wie Espenlaub. Jetzt muss du's tun, spricht er sich Mut zu, sonst verreckst du im Elend deiner Unentschlossenheit, im Heer der Versager.

Unter ihm die Wellen, in seinen Ohren der Wind und die Motorengeräusche des langsam zunehmenden Verkehrs. Jemand schreit. Es prallt an ihm ab wie der Wind. Joshua nimmt innerlich Anlauf, aber den seitlichen Einhandsprung, den er unzählige Male über Zäune gemacht hat, schafft er nicht mehr. Er ist zu schwach. Und so packt er das Geländer, zieht sich mühsam hoch und rollt bäuchlings darüber. Er dreht sich zitternd um, die Hände rückwärts ans Gitter gekrallt. Nie zuvor

gekannte Höhenangst, Schwindel, Panik – Kampf gegen die Angst. Ein Schritt vorwärts. Sein Arm ist jetzt bis zum Anschlag nach hinten gestreckt. Loslassen, schreit es in ihm. Er löst eine Hand vom Geländer. Das Quietschen von Bremsen mischt sich in das Fauchen des Windes. Er lässt die zweite Hand los, schwankt vorwärts. Freier Fall, sagt eine Stimme in ihm.

## Kapitel 9

Sophie steht auf der goldenen Brücke, über der sich die Sonne erhebt. Ein bisschen zu spät, denkt sie, aber egal. Sie blickt durch den Sucher ihrer Kamera, zieht sie langsam herum, um die optimale Weitwinkelperspektive zu finden. Ihr Blick bleibt an zwei Typen auf einer Harley Davidson hängen. Super! Cooles Ensemble. Die Brücke orangerot, die Harley darauf, klein und dezent in der Ferne und darüber die aufgehende Sonne. Sie drückt ab, lässt die Kamera sinken und schaut den Männern auf der Harley hinterher, bis sie außer Sichtweite sind.

Ihr Blick schweift über die Brücke, über die Bucht, über das tosende Meer, das über zweihundert Meter unter ihr wilde Strudel erzeugt. Ihr wird schwindelig. Was müssen das nur für Menschen sein, die sich hier hinunterstürzen, fragt sie sich schauernd und hebt den Blick zu dem unschuldig klaren blauen Himmel, der ihre düsteren Gedanken in seine Weite mitnimmt. Der Wind weht aus Westen. Sie spricht sich Mut zu, sieht grandiose Bergkulissen und einsame Seen vor sich. Dies war das erste Kapitel. Was würde nun folgen? Sie spürt ihr Herz bis in den Hals hinauf. Es hämmert dumpf und heftig wie eine Pumpe.

...

## Kapitel 10

Das dumpfe Dröhnen des Motorradmotors hallt in Joshuas Ohren noch nach, als er aus dem Sattel gleitet. Seine Knie knicken ein und er wankt in Bens Arme.

„Mensch, Junge, du bist aber anlehnungsbedürftig“, sagt Ben und stellt ihn zurück auf die Füße.

Joshua fühlt sich wie ein nasser Lappen, ausgewaschen, ausgewrungen, wertlos, schlichtweg überflüssig.

„Bist du eigentlich Deutscher?“, fragt Ben.

Joshua öffnet den Mund, aber seine Stimme versagt. Er spuckt aus, wischt mit der Hand über seine Lippen. Er nickt.

„Na, dann muss ich ja in Slow Motion mit dir quatschen“, sagt er jetzt betont langsam und nimmt den Helm ab.

Joshua blickt kurz in sein leicht zerknautschtes Gesicht. Ben steht vor ihm, schmal, die Schultern ein bisschen nach vorne fallend, aber kein Gramm Fett unter der hautengen Ledermontur über dem, so vermutet Joshua, nicht mehr ganz jungen Körper. Er mustert Joshua, schüttelt den Kopf, sodass sein grauer Zopf hin- und herpendelt.

„Das muss erstmal sacken, Mann“, sagt er ernst. „Man holt ja nicht jeden Tag ’n Lebensmüden vom Geländer.“ Sein Blick schweift prüfend über Joshuas Gesicht. Er kratzt sich am Kopf und legt seine Hand an dessen Arm. „Los komm, Kumpel. Du brauchst jetzt ’nen Tröster.“

Er zieht Joshua mit. Der setzt schleppend einen Fuß vor den anderen. Und mit jedem Schritt findet er ein bisschen mehr ins Leben zurück. Er folgt Ben schicksalsergeben über den Parkplatz zum Eingang des Lokals, liest: „Hollywood Café“.

Das passt, sagt er sich. Viel denken, geschweige denn entscheiden, kann er ohnehin noch nicht.

„Mal schau’n, ob sie dich reinlassen in deiner Anglerhose“, sagt Ben an Joshua hinabschauend.

„Is’ne Arbeitshose.“, erwidert Joshua matt.

„Egal, aber ...“

Der Kellner schaut Joshua herablassend an, im Begriff, sie beide dennoch widerstandslos zu einem der noch vielen freien Tische zu führen. Ben jedoch bleibt stehen.

„Ich such mir meinen Tisch immer selber aus“, sagt er trocken und marschiert dann zielstrebig zu einem der Tische am Fenster.

Joshua folgt ihm zögernd. Der Kellner kommt heran, will etwas sagen, aber Ben legt zwinkernd den Finger auf den Mund. Der Kellner verschwindet.

Sie setzen sich gegenüber an den Tisch. Joshua späht aufs Meer hinaus. Ihn schaudert und er zieht seinen Blick in den Raum hinein.

Ben schüttelt sanft den Kopf. „Bist du einigermaßen okay?“

„Geht“, erwidert Joshua, wie aus dem Off. Ja, wie geht es ihm eigentlich? Er weiß es nicht. Alles fühlt sich so unwirklich an, wie im Film.

Als würde er spüren, was in ihm vorgeht, legt Ben seine Hand auf Joshuas Arm und sieht ihn mitfühlend an. Sekunden später huscht ein Grinsen über sein Gesicht. „Tja, der Latz!“ Er lacht kurz auf. „Tragik und Komik, manchmal verdammt dicht beieinander.“ Er schiebt Joshua die Speisekarte hinüber. „Such dir was aus, Indianer, egal, was es kostet, egal wie fett, was auch immer.“

„Kann nix essen“, erwidert Joshua leise.

„Das gibt’s nich’. Ne. Du musst was in deinen schlabberigen Körper kriegen, damit du draußen nicht gleich wegwehst.“

Joshua lächelt müde.

„Ne Kumme Müsli oder ’n fetten Pancake mit Blaubeeren und Sahnehäubchen, klosettdeckelgroß, das wär’ was für dich.“

Joshua zögert. „Okay, ’n Pfannkuchen.“

„Wie heißt du überhaupt?“

„Joshua.“

„Apart, aber ’n bisschen lang. Meiner is’ was für Mundfaule, für dich perfekt, was?“ Verschmitztes Zwinkern.

Joshua lächelt. Er mag Ben, spürt null Widerstand bei allem, was er sagt. Das ging ihm lange nicht so.

Ben winkt den Kellner heran und bestellt zwei Pfannkuchen mit Blaubeeren und Sahne, dazu zwei Becher Kaffee und zwei Glas Wasser. „Den Kaffee pechschwarz bitte“, sagt er in betont breitem Englisch.

„Will heute noch hoch bis nach Brookings, mindestens, und am nächsten Morgen nach Astoria, zur Megler Bridge, von da nach Seattle, immer schön auf der geilen 101. Viel Himmel, viel Wasser ...“

Joshua nickt nachdenklich. Cooler Plan, huscht es durch seinen Kopf. Er fühlt sich wohl mit Ben, der ihn ein bisschen an den Typ erinnert, dem er den Dartpfeil in den Hut geschossen hat. Vielleicht ist das ein Zeichen, der Pfeil, der Mann. Joshua mag sich nicht vorstellen, wie sich Ben auf seine Harley schwingt, seinem Ziel entgegen, und wie er selbst zurückbleibt, mal wieder ohne Perspektive, ohne Plan, ohne alles.

Einen Moment lang herrscht Schweigen. Er würde jetzt gern eine rauchen.

„Das ist ’ne kosmische Fügung, verdammt, weißt du das?“, sagt Ben gedankenversunken in die Stille hinein. „Dass ich dich hier auf der Brücke vom Geländer holen muss. Das ist doch der Hammer, Mann, das hat Bedeutung.“

Ja, Bedeutung, denkt Joshua. Genau, endlich geschah etwas Bedeutsames in seinem sinnentleerten Leben.

„Liebeskummer?“, fragt Ben ernst, mit sanfterer Stimme.

Joshua nickt. „Beziehung futsch, Job futsch.“

„Shit“, gibt Ben zurück. „Was für’n Job?“

„Sprüche klopfen“, sagt Joshua leise.

„Was? Damit kann man Geld verdienen?“

Joshua nickt. „Hab Sprüche für Glückskekse und Werbeslogans geschrieben. War auch nicht meine erste Wahl.“

Ben schweigt einen Moment lang. Joshua sieht, wie das sacken muss.

„Schon gut. Hast wahrscheinlich was Schlaues geschrieben und das ham’ die nich’ verstanden.“

Joshua schaut auf, blickt erstaunt und dankbar in Bens kleine, wache, von Fältchen umgebene grau-blau Augen. „Genau“, erwidert er, „Hab ’nen coolen Spruch abgegeben. Kam nicht gut an.“

Ben legt die Hand wie zum Kapitänsgruß an die Stirn. „Willkommen im Club der Revolutionäre.“

Joshua saugt die Worte auf wie ein Kir Royal. Ein kleines Fünkchen Stolz zieht ihn aus seiner eingesunkenen Haltung in die Aufrichtung.

Der Kellner stellt die Getränke auf den Tisch.

„Auf das Morgen, Josh!“ Ben stößt sein Wasserglas sanft an das von Joshua.

„Mal seh’n“, gibt Joshua leise, mit einem flachen Lächeln zurück.

Ben will etwas sagen, aber Joshua verhindert ein Nachfragen, indem er ihm zuvorkommt. „Wohnst du in Frisco?“, fragt er gespielt heiter.

„In Oakland. Bin auf’m Weg zu ’nem Gig in Seattle, zusammen mit ’nem Kumpel, der da Musik macht. Wollte noch mal ’n Blick auf die Brücke werfen und dann nach Norden hoch“, erklärt Ben. „Die Maschine hab’ ich ganz neu. Mein Gepäck, Gitarre und all das Zeug hat mein Kumpel mit’m Auto mitgenommen.“ Sein Blick schweift nach draußen übers Meer. „Hab lange überlegt, ob ich das machen soll, noch mal mit dem Hobel über die Brücke in der Morgensonne.“

Kurze nachdenkliche Pause.

„Welche unsichtbare Kraft mich da wohl angeschoben hat?“

Joshua zuckt die Achseln, lächelt kurz. Seine Kopfschmerzen lassen nach. „Was für Musik machst du?“, fragt er, langsam zu sich und in die Welt zurückfindend.

„Hardrock.“

Kurzes Schweigen.

„Schon mal was von der Ben-Lans-Hardrock-Band gehört?“

Joshua stutzt. „Das ist deine Band?“

„Richtig erkannt, Kumpel.“

„Wow!“, erwidert Joshua. Jetzt wird ihm alles klar. Er hat die Gruppe mal auf YouTube gesehen. Gefiel ihm. „Hab auch mal Gitarre gespielt – Akustik. Aber nur so’n bisschen Gedaddel.“

Ben nickt. Beide nehmen einen kräftigen Schluck Kaffee.

„N echtes Comic-Drama, Alter“, sagt Ben ernst, dann plötzlich auflachend. „Die Hosenträger, geil! War das dein Instinkt fürs Überleben?“ Er fährt sich über den Mund und wird ernst. „Sorry, aber du weißt ja, Humor ist, wenn man trotzdem lacht.“

Joshua lächelt flach und schüttelt den Kopf. „Es war mir ernst.“

„Ja, Josh, ich glaub's dir.“ Bens Stimme senkt sich und er blickt Joshua forschend in die Augen. „Da muss ja echt Druck in dir gewesen sein – oder is' noch?“

Joshua nickt, spürt echtes Interesse durch Bens lockere Worte hindurch. Es tut ihm verdammt gut.

„Tja, in einer Gesellschaft, in der nur Starksein verlangt wird, ist es natürlich schwer, sein eigenes Straucheln zu offenbaren. Und dann schluckt man die ganze Scheiße runter und kann sie nicht verdauen.“ Ben nippt an seinem Wasser und schaut ihn aufmerksam an. „Mann, eh, ich will dir jetzt nicht die Hucke voll säuseln, aber ... da schmeißt du dein Leben einfach so über Bord! Deine arme Freundin, deine armen Eltern! Hast du mal drüber nachgedacht?“

„Mich hat doch auch keiner gefragt, ob ich geboren werden möchte“, erwidert Joshua mit fester Stimme.

„Und glaubst du denn im Ernst, du kannst aus dieser Welt verschwinden, einfach so?“

Joshua zuckt die Schultern.

„Wir sind doch alle in 'ner riesigen Schleife gefangen, die durchs Universum driftet. Mal tauchen wir hier auf, machen Blödsinn, dann lösen wir uns auf und sind wieder woanders – und wer anderes.“

Joshua lässt seinen Blick ziellos durch den Raum schweifen, der sich allmählich füllt. Die Worte kreisen, er versucht zu sortieren, zögert einen Moment. „Du glaubst an Wiedergeburt?“, fragt er. „Glaubst du, dass es weiter geht, nach dem Tod?“

„Ich glaub das nicht, das is' so“, antwortet Ben mit Nachdruck. „Naturwissenschaftlicher Fakt, Alter. Energie verschwindet nicht, und du bist Energie, auch wenn im Moment auf niedrigstem Niveau.“

„Okay, so gesehen. Und die Knochen und der ganze weiche Kram werden wieder zu irgend 'ner Materie, ist schon klar. Aber ...“

„Na ja, deine Flausen, deine ganzen verrückten Vorstellungen und Gedankengebäude, das, was man Charakter nennt und der ganze Kram, kurz Joshua als solcher, das ist natürlich vorbei. Aber das sind doch ohnehin nur elektromagnetische Strömungen.“

Joshua lächelt schwach. „Ich verfüge sowieso nicht über irgendwelche nennenswerten Charakterzüge und mich umgibt auch keine Aura“, erwidert er. „Da wär' nichts, was sich fortsetzen ließe.“

Ben fixiert Joshua aus zusammengekniffenen Augen. „Versteh“, sagt er nachdenklich und lehnt sich zurück. „Deshalb das Ganze.“

Der Kellner stellt zwei riesige Pfannkuchen auf den Tisch.

„Hier kriegst'e wenigstens vernünftige Portionen und nicht solche lächerlichen Häppchen auf 'nem Präsentierteller“, sagt Ben zufrieden. Er stürzt sich darauf, als hätte er tagelang nichts gegessen. „So, nun iss mal, du Spargeltarzan!“ Ben steckt ein riesiges Stück Pfannkuchen in den Mund und kaut genüsslich. Er schluckt, legt das Besteck ab und schaut Joshua auffordernd an.

„Tut mir leid, geht noch nicht“, erwidert er mit flacher Stimme. Kurzes Schweigen.

Ben hebt den Blick von seinem Teller. „Würdest du's eigentlich wieder versuchen?“, fragt er ernst.

„Weiß nicht, im Moment ...“ Joshua zögert, horcht in sich hinein. „Einem, der sich von der Brücke stürzen will, setzt man nicht einfach wieder Flügel an. Und ich bin im Moment eher 'n verbeulter Kotflügel.“ Er verschränkt seine Hände ineinander, presst sie zusammen. „Keine Ahnung“, sagt er schließlich.

Ben sieht ihn forschend an. Eine Weile sitzen sie sich stumm gegenüber.

„Ich fühl mich hohl wie’n toter Baum, ein Nichts“, sagt Joshua.

„Das scheint wohl dein echtes Problem zu sein. Es gibt so viele Menschen mit Liebeskummer und ohne Job, aber die wenigsten springen von der Brücke.“

„Mag sein“, sagt Joshua mit schwacher Stimme. Sein Blick will zum Fenster, aber er holt ihn wieder zurück.

„Das Leben is’ voller Alternativen, Josh. Jedes verdammte Rinnsal hat das Potential zum reißenden Fluss. Lebe, anstatt dich leben zu lassen!“ Er macht eine kurze Pause, dreht sein Glas in der Hand. „Ich mach dir jetzt ’n Vorschlag. Du kommst mit nach Seattle – coole Stadt, lohnt sich, kommst in mein Konzert ... Na ja und dann kannst’e ja mal peilen, wo’s dich hinzieht.“ Er lächelt warm. „Hey, ich leb’ meinen Traum – Musikmachen, durch die Lande kurven, auch gern mal herumlungern, Mädels, mal ’n Glas Whisky. Ich muss niemandem die Füße küssen – bis auf mal ’ner Frau, aber das tut man ja gern. Hey, Mann, das kannst du auch. Irgendwas machen, was dich total antörnt. Muss ja nich’ gleich durch die Decke geh’n. Reicht doch, die Tischkante zu erreichen. Hauptsache, du machst das, was zu dir passt und womit du dich über Wasser halten kannst. Die Kohle is’ nicht das, was mich in den Himmel puscht, und schon gar nicht der Celebrity-Hype. Ne, das ist das Musikmachen, die Kumpels, das Grölen und Säuseln zu den röhrenden und sägenden Tönen ’ner geilen E-Gitarre. Das is’ es, Josh. Weißt’e, arm ist nur der, der sich ewig an anderen Armen festhält.“ Er grinst. „Und für dich heißt es jetzt schnuppern wie’n Drogenhund, damit du rausfindest, was du willst und wohin der Zug gehen soll.“ Ben atmet tief durch, putzt seinen Teller mit dem letzten Stück Pfannkuchen blank. „Irgendwann landest auch du ’n ganz fetten Schuss! Und jetzt genug geräuspert. Nun hau rein, Mann.“

...

### Auszug aus Kapitel 17

Sophie wirft einen letzten Blick auf die Wetter-App. Morgens sonnig, bis zum Abend heiter bis wolkig, in der Nacht Gewitter. Sie würde zum Abend spätestens wieder zurück sein, ihren Platz hatte sie als belegt gekennzeichnet. Das Wetter könnte nicht besser sein und die Strecke ist überschaubar. Erstmal klein anfangen, sagt sie sich, ist bis zum Pyramid Campground gefahren, um sich von dort auf den neuneinhalb Kilometer langen Weg zu den Majerus Falls am Murtle River zu machen. Es ist halb neun, als sie auf dem Trail ist. In der Nähe der Dawson Falls trifft sie noch auf weitere Wanderer. Doch als das Rauschen des Wasserfalls immer weiter in den Hintergrund rückt und es schließlich still ist, trifft sie keinen Menschen mehr an. Die Sonne wirft ihr Morgenlicht in schmalen goldenen Streifen in den Dunst des Waldes und der schwere Duft der Tannennadeln, die den Boden bedecken, füllt Sophies Lungen. Eine tiefe Zufriedenheit breitet sich in ihr aus und vertreibt all ihre Ängste. Sie vertraut sich der Wildnis an, befestigt die Bärenglocke erst einmal so an ihrem Rucksack, dass sie die Stille nicht stören kann.

Ganz im Hier und Jetzt, der Kopf vom Denken befreit, setzt sie jeden Schritt bewusst spürend auf dem federnden Waldboden auf. Die sanften Hügel vor ihr sind bedeckt mit hohen Tannen, Fichten und Zedern. Ein üppiges Wuchern, wohin ihr Blick fällt. Alles strotzt vor Wachstum und Farbe. Nirgends lässt sich der Lauf des Lebens besser beobachten als hier im Wald, denkt sie, während ihr Blick über leuchtend grüne Moose, über Pilze und Pflanzen schweift, die der harten Baumrinde und sogar den Felsen ihre Nahrung abringen. Sie verwerten die Überreste des

beendeten Daseins, schaffen nahtlos den Übergang vom Tod ins nächste Leben, von unergründlichen Kräften getrieben.

Sophie schaut, berührt, benennt jede kleine Pflanze, die sie wiedererkennt, bewundert kleine Blüten, Gräser, die aus Felsspalten heraus ans Licht streben, kunstvoll gedrehte und aufgespaltene Baumstümpfe und vermodernde Äste, die moosüberzogen, wie in grüne Pullover gewickelt, kreuz und quer entlang des Weges liegen. Hier und dort rieselt Wasser an einem Hang hinunter und gluckert in die Stille hinein. Dort, wo sich der Wald zu einer Lichtung hin öffnet, zeigt sich die Sonne und wirft ihr blendend-gelbes Licht herab. Gelegentlich gibt der Wald den Blick auf den Pyramid Mountain frei, der sich symmetrisch aus einem flachen Plateau emporreckt. Sophie sinkt in eine geradezu mystische Stimmung. Sie denkt an nichts, das nicht real ist, an nichts, das sich nicht ihren Augen offenbart. Eine innere Wärme, eine tiefe Liebe zu dem, was diese Erde ausmacht, erfüllt sie. Kein Kunstwerk kann dieses Gefühl ersetzen, keines ist stärker und erfüllender als die Natur selbst, sagt sie sich und setzt langsam und fest einen Fuß vor den anderen. Es geht jetzt leicht bergauf und sie wischt sich erste Schweißtropfen von der Stirn. Es ist lange her, dass sie gewandert ist. Sie hat zu viel hinter dem Bildschirm gegessen und sich nur theoretisch mit der Natur beschäftigt, muss wieder Kondition in ihren verweichelten Körper bringen.

Schwitzend, in gleichmäßig moderatem Tempo wandert sie in nördlicher Richtung über Baumwurzeln und Felsen, und ihr Biologinnenblick bleibt voller Begeisterung auf Stinkkohl und Igelkraftwurz mit seinen großflächigen Blättern hängen. Langsam nähert sie sich dem Berg. Es geht immer steiler aufwärts. Der Pfad umkreist die Nordwestflanke und führt durch dichten Wald. Nur das vereinzelte Zirpen eines Vogels, hin und wieder der ferne Schrei eines Adlers, das leise Murmeln eines Bachs, sonst nichts, absolute Geräuschlosigkeit.

Dann hält sie abrupt an, schaut entsetzt vor sich auf den aufgeweichten Boden in einer Senke, auf die Abdrücke darin. Ein Ballen mit vier Zehen. Die markanten Merkmale von Bären- und Wolfsspuren hatte sie sich eingepägt, aber diese hier entsprechen keiner von beiden.

...

Nach etwa vier Stunden Marsch und einer kleinen Pause erreicht sie den Murtle River, der sie nun mit seinem, in beachtlichem Tempo dahinströmenden glasklaren Wasser begleitet. Der schmale Pfad fällt langsam ab, entlang der Nordseite des Pyramid Mountain, vorbei an Tümpeln aus Lavagestein, voller Holzstämmen und Zweige. Er mäandert durch die Wildnis, über eine klapprige Brücke, von der aus man in wild sprudelndes Wasser blickt. Feuchtigkeit legt sich auf Sophies Haut, ihr Atem geht schwer. Aber sie fühlt sich stark und zufrieden mit sich und ihrer Umgebung.

...

Ein zunächst fernes Rauschen wird nun deutlicher, drängt sich in die Stille. Ihre Augen weiten sich. Der Geruch von feuchter Erde und Wurzeln steigt in ihre Nase. Ein feiner Schleier aus glitzernden Wassertropfen umgibt die Felsen. Kristallklares Wasser tost im Sonnenlicht in einem glitzernden Sprühnebel abwärts, umspült dabei einen Felsen, um sich dahinter wieder zu einem einzigen Strom zusammenzufinden. Die Majerus Falls. Sophie hat ihr Ziel erreicht, vergisst die Gewitterwolken und genießt den Anblick der Naturgewalten. Dieser Wasserfall beeindruckt nicht durch seine spektakuläre Höhe, sondern durch seine Schönheit, die von keiner Touristenkamera erfasst wird. Kein Mensch außer Sophie, nur sie und der Fluss, die Lichtflut, die Felsen, der Wald.

Und – hoch über ihr ein Weißkopfadler. Voller Bewunderung beobachtet sie den majestätisch dahingleitenden Vogel, bis er hinter den Tannen verschwindet.

Sie wendet sich dem Fluss zu, blickt eine lange Weile wie hypnotisiert in das weiß schäumende Wasser, fühlt sich aus der Zeit geworfen. Bis plötzlich etwas in ihr Sichtfeld gleitet, das dort so nicht sein sollte.

#### Auszug aus Kapitel 18

Am nächsten Morgen, um dieselbe Zeit wie gestern, stehen sie wieder an einem Teich, nur dass dieser klarer und tiefer ist.

Joshua zwingt sich wieder in das hinein, was er heute Ganzkörperkondom nennt, und lässt sich in die Tiefe gleiten. Die Sicht ist deutlich besser. Er kann immerhin wie durch grünes Milchglas hindurchgucken. Bereits nach wenigen Minuten stößt er auf mehrere Bälle, ohne von irgendwelchen gepanzerten Urviechern angeknabbert zu werden.

...

Als seine Finger noch einmal durch den Schlamm harken, rutscht ein kleiner glatter, unregelmäßig geformter Gegenstand in seine Hand. Er tastet gespannt darüber. Kurzes Staunen, Nicht-Glaubenwollen, dann ein inneres Lächeln. Was sich da in seine halb geöffnete Hand schmiegt, als wäre es von ihr geformt, sieht nach purem Gold aus – ein Nugget. Kate hatte ihrer Firma schon den richtigen Namen gegeben, denkt er. Ja, er hat einen Schatz gefunden. Er überlegt kurz und schiebt das Nugget unter seine Kappe. Es würde durch das Netz für die Bälle hindurchfallen. Und während er weiter über den Teichgrund kriecht und sich sein Netz mit Bällen füllt, überlegt er, wie das Nugget auf den Grund eines Golfteichs gelangen konnte und ob er den Fund vor Kate verstecken oder ihn ihr zeigen und mit ihr teilen soll.

Fast eine volle Stunde bleibt er am Grund des Teiches. Er will heute so viele Bälle wie möglich bergen, als krönenden Abschluss. Mit dem Goldnugget würde er nie mehr im Trüben fischen müssen. Und so stößt er sich mit den Flossen, in einer Sandwolke verschwindend, vom Boden ab und ackert sich heftig mit den Armen ruderdnd unter der schweren Last der Bälle wieder an die Wasseroberfläche.

...

#### Auszug aus Kapitel 20

...

Joshua ist wieder auf dem Golfplatz. Kate wird er hier heute nicht begegnen. Sie ist auf einem anderen Platz unterwegs. Er setzt sich auf eine Bank am Eingang, lässt seinen Blick über den fettgrünen Rasen mit den jetzt blau schimmernden Teichen schweifen, in denen er durch den Schlamm gekrochen war, um kleine weiße Bälle herauszuholen. Und dann das Eldorado vor ihm, das sich als hohl entpuppte, dafür ein Geheimnis in sich barg.

Die Golfer kommen heran, und Joshua muss nicht lange warten. Mit den ersten Schlägen, den ersten Bällen, die in Löchern, Hecken und Teichen verschwinden, taucht der Junge auf. Joshua beobachtet ihn, mustert ihn aufmerksam. Er ist nicht größer als einen Meter zwanzig, trägt ein T-

Shirt mit dem schwarz-roten indianischen Holzschnitt eines Bären auf dem Rücken. Seine Jeans, mit tiefsitzenden Gesäßtaschen, sind vom Schleifen der zu langen Hosenbeine auf dem Boden ausgefranst, fallen auf abgelatschte, nur halb zugeschnürte Turnschuhe hinab. Sein kurzgeschnittenes, glattes schwarzes Haar glänzt wie geölt in der Sonne.

Unentschlossen bleibt Joshua sitzen. Er spricht nicht gern fremde Menschen an und schon gar nicht Kinder. Er beobachtet, wie der Junge auf einen Golfer zugeht, ihm die Hand entgegenstreckt. Der sagt etwas zu ihm, ohne ihm die Hand zu geben, und der Junge lässt sie wieder sinken. Er sieht sich um, bewegt sich zögernd in die Richtung eines Paares mit Trolley.

Joshua gibt sich einen Ruck, steht auf und eilt zu ihm, kurz bevor der Junge die beiden erreicht. „Hey“, sagt er, vergeblich nach weiteren Worten suchend.

Der Junge bleibt stehen und blickt Joshua aus pechschwarzen, fragenden Augen an. Joshua zieht das Medaillon aus der Tasche und hält es hoch. „Das gehört doch dir, nicht?“, fragt er mit verzeihender Stimme.

Der Junge bleibt reglos stehen, wirft Joshua einen kurzen ablehnenden Blick zu und dreht sich um. „Ich hab’s aber weggeschmissen“, sagt er mit Trotz in der Stimme.

Joshua hat das erwartet. Er fühlt sich für einen kurzen Moment um Jahre zurückversetzt, spürt die tiefen Verletzungen, die ihm sein Vater zugefügt hatte und die ihn innerlich verstummen ließen.

„Ich hab’ vor ein paar Tagen auch versucht, was wegzuworfen. Heute bin ich froh, dass ich daran gehindert wurde“, sagt er, und dabei geht eine Anspannung durch seinen Körper.

Der Junge horcht auf, mustert Joshua mit Neugier in den Augen. Er steht einige Schritte von Joshua entfernt, sieht sich unschlüssig um, blickt dann wieder zu Joshua.

„Wie hast du es gefunden?“, fragt er leise, mit den Füßen im Rasen bohrend.

„Ich habe nach Golfbällen getaucht und dann ist es in meine Hand gerutscht.“

„Woher weißt du, dass es mir gehört?“

„Der Aufseher hat gesehen, wie du’s in den Teich geworfen hast.“

Der Junge nickt.

Joshua entdeckt etwas in ihm, das er noch nie in einem Kind gesehen hat. Es gelingt ihm noch nicht, es zu definieren, aber es spricht etwas Erwachsenes, etwas Wissendes aus ihm. Joshua kann seinen Blick nicht abwenden von dem Kindergesicht mit den weichen Konturen, den vollen Lippen, der runden Nase mit den geschwungenen Nasenflügeln und den mandelförmigen Augen.

„Nimm es zurück und lass die Sache noch mal sacken“, sagt er in weichem Ton, jeden Vorwurf darin vermeidend. „Du kannst es ja morgen wieder wegwerfen, wenn du es wirklich nicht willst. Aber dann nicht in einen dieser Teiche hier, wo verrückte Taucher im Schlamm graben.“

Der Anflug eines Lächelns, ein stilles Ringen mit sich, vielleicht ein Blick zurück. Und schließlich macht der Junge einen Schritt auf ihn zu. Joshua nimmt vorsichtig seine kleine zarte Hand und legt das Medaillon hinein. Dieser kurze bedeutsame Augenblick gewährt ihm einen Blick in verschüttete Gefühle, weckt etwas in ihm. Ein ganz fremdes, geradezu beflügelndes Gemisch aus Staunen, Freude und Stolz breitet sich in ihm aus. Er würde den Jungen gern fragen, ob die Frau in dem Medaillon seine Mutter ist, aber er hält sich zurück.

„Kommst du ganz alleine hierher?“, fragt er stattdessen.

„Nein, mein Onkel bringt mich.“

Joshua beobachtet, wie sich die Züge des Jungen verdunkeln.

„Und wo wohnst du?“

„Ich wohne bei ihm, in der Downtown Eastside.“

Joshua nickt, erinnert sich an den Artikel über die Armut und die Drogenprobleme dort. Viele Fragen steigen in ihm auf, auch die über sich selbst.

„Und wie heißt du?“, fragt er den unschlüssig vor ihm stehenden Jungen.

„Jerry, eigentlich Jeremiah.“

„Ich heiße Joshua.“

„Du sprichst so komisch. Woher kommst du?“

„Aus Deutschland.“

„Ist das weit von hier?“

„Ja. Fünfzehn Stunden mit dem Flugzeug.“

Jerry staunt, scheint zu überlegen. „In welcher Richtung?“, will er wissen.

Joshua zeigt nach Osten. „Man muss übers Meer fliegen, um dahin zu kommen“, erklärt er.

„Mein Dorf liegt auch am Meer.“

„Und wo ist das?“

„Bei Vancouver. Ist ein Cowichin-Reservat. Ich bin Küsten-Selish. Von unserem Haus kann man das Meer sehen, das richtige Wasser.“ Das Gesicht des Jungen verdunkelt sich plötzlich wieder und er scheint dorthin zu verschwinden, in seine Heimat und in traurige Erinnerungen. Seine Hände hält er, so wie auch Joshua, fest ineinander verschränkt vor seinem Bauch.

„Macht dir das eigentlich Spaß hier, ich meine, das Sammeln von Golfbällen für die ..., für die Leute hier?“

Der Junge schüttelt heftig den Kopf. „Nein. Golf ist blöd. Ich spiele lieber Fußball. Aber mein Onkel schickt mich immer her. Es ist nur wegen Geld.“

Joshua nickt.

Jetzt blickt Jerry ihm fest in die Augen. „Und du? Macht es dir Spaß, nach Golfbällen zu tauchen?“

„Überhaupt nicht. Ist nur wegen Geld“, gibt Joshua zurück.

Der Junge lächelt kurz, wird wieder ernst.

„Du magst also Fußbälle?“, schießt es plötzlich spontan aus Joshua heraus. Seine eigene Kindheit schält sich aus den Tiefen seines Bewusstseins.

„Ja, aber ich habe keinen.“

„Dann lass uns einen kaufen und zum Strand gehen, zum richtigen Wasser.“ Joshua meint, ein Fremder spräche aus ihm, stellt dem jedoch nichts entgegen.

„Aber mein Onkel holt mich hier doch wieder ab. Und das Geld ...“

„Wann holt er dich ab?“

„Wenn die Sonne untergeht.“

„Ich bringe dich dann wieder her. Und das fehlende Geld bekommst du von mir.“

Jerry überlegt einen Augenblick lang. „Okay“, sagt er schließlich, noch etwas zögernd.

„Dann lass uns gehen.“ Joshua legt ganz kurz seine Hand an Jerrys Arm, spürt seine zarte Haut.

In dem Sportgeschäft, an dem Joshua auf dem Weg zum Golfplatz vorbeikam, lässt er Jerry einen Ball aussuchen. Als sie den Laden verlassen, leuchten Jerrys Augen, als hätte jemand ein Licht in ihm angeknipst. Stolz trägt er den Ball unter seinem Arm, schaut immer wieder darauf. „Ist der Strand weit?“, fragt er unsicher.

„Ich glaube 'ne Stunde oder so – mit dem Bus.“

Jerry nickt, deutet zum Himmel. „Dann steht die Sonne dort.“

„Aha.“ Joshua späht zum Himmel hinauf. „Ich hab' das noch nie so genau beobachtet. Ich hab' ja meine Uhr.“

„Mein Opa hat mir das beigebracht. Ich brauche keine Uhr“, sagt Jerry mit Stolz in der Stimme.

„Nicht schlecht.“ Joshua wippt langsam und anerkennend den Kopf auf und ab. „Wie alt bist du eigentlich?“

„Fast acht.“

„Dann musst du ja bald wieder in die Schule.“

Jerry versteinert.

„Die Ferien sind doch Anfang September zu Ende.“

Einen Moment lang ist Schweigen.

„Ich gehe nicht mehr zur Schule“, erwidert Jerry schließlich sehr leise.

„Warum nicht?“

Jerry zuckt die Schultern und Joshua lässt es dabei. Viele Fragen, zu viele Fragen. Und es geht ihn doch eigentlich gar nichts an.

Als er mit dem fremden Jungen im Bus sitzt und aus dem Fenster starrt, ohne wirklich etwas zu sehen, wird ihm trotz der Freude bewusst, was er da angezettelt hat. Der Junge vertraut ihm, und er, Joshua, hat nun, wenn auch nur für einen Tag, die Verantwortung für ihn übernommen. Die Sache wird ihm plötzlich unheimlich. Er fühlt sich fremdgesteuert, erwischt sich dabei, innerlich zurückzuweichen, und verabscheut sich dafür.

„Gibt es da, wo du herkommst, auch First Nations, oder wie ihr uns nennt, Indianer?“, fragt Jerry.

Joshua erschrickt ein bisschen. „Nein, nur als Spielzeugfiguren. Ich hab’ sie geliebt, als ich so alt war wie du.“

„Als Spielzeug?“ Jerrys Stimme überschlägt sich fast. Er blickt Joshua ungläubig an.

„Ja, kleine Plastikfiguren.“ Er zeigt die Größe mit Zeigefinger und Daumen. „Und wir haben uns auch als Cowboys und Indianer verkleidet. Ich war immer Indianer.“

„Warum?“, fragt Jerry sichtlich erstaunt, die Arme fest um seinen Ball geschlungen.

„Weil Indianer für mich die besten Lehrer sind.“

Jerry blickt Joshua in einer Mischung aus Ungläubigkeit, Stolz und Dankbarkeit an.

„Und was habt ihr dann gemacht als Cowboys und Indianer?“, fragt er.

„Wir haben gegeneinander gekämpft.“

Joshua sieht, wie es in Jerry arbeitet. „Hier brauchen wir das nicht zu spielen“, sagt er in schroffem Ton. „Ich meine, Cowboys haben wir hier ja nicht. Aber eben blöde weiße Jungs, weiß wie Käse. Einer hat mich so richtig doll angerempelt mit seinen fetten Armen und gesagt ‚geh beiseite du Lachskopfl‘. Da hab’ ich ihm meine Faust in den Bauch gerammt. Der hat sich gekrümmt und hat geschrien wie am Spieß. Hätte sich ja wehren können, aber der Feigling ist zur Lehrerin gegangen.“ In seinem Blick liegen Wut und Enttäuschung.

„Hat man dich schon öfter gemobbt?“, will Joshua wissen.

„Ja, alle von uns.“

„Scheiße!“, sagt Joshua, spürt Jerrys Wut in sich selbst. Er denkt an die vielen Migrantenkinder in Europa, fragt sich, ob es ihnen genauso geht. Ja, wie würde sich dort alles entwickeln? Er hatte sich so lange nicht darum gekümmert, Sophies Klagen an sich abprallen lassen. Es schien ihm so weit weg, viel weiter weg, als es jetzt tatsächlich räumlich entfernt ist.

Er blickt aus dem Fenster. „Ich glaube, wir sind da“, sagt er hastig, die Bilder vom Stanley Park erinnernd. Er fragt schnell nach, und dann sind sie draußen.

Als sie in Richtung Strand wandern, keimt Angst in Joshua auf, die Angst vor den Wellen, vor dem Blick aufs Meer. Er kämpft sie nieder, holt sich die Bilder von seinen Tauchgängen im Pazifik vor sein inneres Auge.

Als sie an dem kleinen Strand im Stanley Park ankommen, zeigt sich das Meer wieder einmal von seiner friedlichen Seite und Joshuas Anspannung lässt nach.

„Ist genau Mittag“, stellt Jerry mit Blick zum Himmel fest.

Joshua guckt auf seine Uhr, bestätigt mit anerkennendem Nicken den Höchststand.

„Bei uns im Dorf haben wir viel Fußball gespielt. Ich war der beste Verteidiger“, erklärt Jerry mit Stolz in der Stimme.

Er läuft durch den Sand, bremst, wendet blitzartig, wirft den Ball in die Luft und kickt ihn geschickt in Joshuas Richtung. Der Junge ist viel draußen, denkt er, bewegt sich, anstatt vor dem Computer zu sitzen oder mit dem Handy zu spielen.

Joshua läuft vor, kickt den Ball zurück. Und dann fliegt und rollt der Ball hin und her über den Sand, gefährlich dicht an den Strandbesuchern vorbei, bis er schließlich eine ältere, im Sand sitzende Frau streift.

„Wenigstens entschuldigen könntest du dich. Ist bei uns so üblich“, ruft sie Jerry zu, der grinsend den Ball aufhebt. „Dass unser Justin sich offiziell bei euch entschuldigt hat und man euch nur noch First Nations nennen darf, ist doch kein Freibrief für rücksichtsloses Verhalten uns gegenüber, kleiner Mann!“

„Tut mir leid“, ruft Joshua zur ihr hinüber.

„Ja, schon gut“, lenkt die Frau ein.

Jerry kommt mit dem Ball heran und Joshua blickt ihn fragend-auffordernd an. „Na, was ist?“, fragt er.

„Was soll sein?“

„Keine Entschuldigung?“

Er schüttelt den Kopf.

„Damit schadest du euch allen!“

Jerry verharrt auf der Stelle, Ablehnung und Trotz in seinem zu Boden gesenkten Blick. Joshua späht zu der Frau hinüber, knöpft sein Hemd auf und rollt die Ärmel hoch, Beschäftigung vortäuschend, um Jerry Zeit zu geben. Und tatsächlich, nach einem Moment des Zögerns geht der Junge zu der Frau, sagt kurz „Entschuldigung“, und kommt eilig wieder zurück. Joshua stupst ihn kumpelhaft an und lächelt.

Sie laufen zum Meer hinunter, krepeln die Hosenbeine hoch und spielen Handball, lachen, kicken, werfen, ausgelassen und unbefangen, als würden sie sich schon lange kennen. Völlig aus der Puste lassen sie sich nebeneinander in den Sand fallen, liegen dort eine lange Weile und schauen einfach nur in den Himmel, den vorbeiziehenden Wolken hinterher.

Dann dreht sich Jerry zu Joshua. „Kannst du schwimmen?“

Er nickt. „Und du?“

„Klar! Ich bin Coast-Salish. Ich kann auch tauchen und Fische fangen, so mit der Hand.“ Er macht eine greifende Bewegung.

„Cool“, erwidert Joshua beeindruckt.

Jerry springt auf und will sich ausziehen.

„Nein, Jerry, nicht. Wir müssen bald wieder zurück“, sagt Joshua panisch. Das würden seine Nerven nicht mitmachen, der Junge in den Wellen.

„Schade. Dann musst du mal zu uns ins Dorf kommen. Da kann man toll schwimmen und auch ins Wasser springen.“ Jerry setzt sich wieder zu Joshua in den Sand.

„Deine Familie lebt am Meer?“, fragt Joshua.

Jerrys Züge verhärten sich. Er bleibt stumm, blickt vor sich auf den Sand und bohrt seine Zehen hinein.

„Du musst mir nichts erzählen“, sagt Joshua. Er selbst redet ja auch nicht gern über sich. Da gibt es ja auch nicht viel Nettos zu berichten, denkt er, während sich alles in ihm verdunkelt. Und

plötzlich ist sie wieder da, die launische alte Schachtel. Er spürt die Schwere in sich hineinsinken, möchte plötzlich lieber mit sich allein sein. Alles in ihm bricht für Sekunden zusammen.

Jerry blickt ihn forschend an. „Du siehst plötzlich so traurig aus.“

„Alles okay“, erwidert Joshua matt.

Jerry richtet sich ein bisschen auf, versucht erwachsen zu wirken. „Mein Großvater hat gesagt, ich soll meine Flügel ausbreiten wie ein Weißkopfadler, auch wenn der Regen schwer aufs Gefieder drückt.“

Joshua bemüht sich um ein Lächeln. Die Worte breiten sich allmählich in seinem Innern aus wie Wellen in einem dunklen See. Eine lange Weile noch sitzen sie stumm nebeneinander und schauen aufs Meer. Das sanfte Rauschen, das gleichmäßige Kommen und Gehen des Wassers, vertreibt allmählich seine Schwermut.

„Mein Vater hatte einen Unfall“, sagt Jerry plötzlich in ihr Schweigen hinein.

Joshua zuckt zusammen, wendet sich dem Jungen zu, der die Beine ineinander verschränkt neben ihm sitzt und seine Hände im Schoß zu Fäusten zusammendrückt.

„Er hat einen großen Truck gefahren. Ganz viele Baumstämme waren da drauf.“ Er wischt mit der Hand im Sand herum. „Er wollte zum Sägewerk nach Vancouver. Und dann ist er von der Brücke gefallen.“

Joshua erstarrt.

Jerrys Blick verfinstert sich, aber seine Augen bleiben trocken. Er lässt den Kopf hängen, seine Schultern fallen nach vorn. Joshua denkt an eine Umarmung, aber er kann sie nur denken. Er schafft sie nicht. Etwas in ihm blockiert noch und vielleicht ist es gut so. Er will sich nicht aufdrängen.

„Die Leute sagen, dass er es wollte.“

Joshua kann nun kaum noch atmen. Ihm wird kalt.

Jerry nippt leicht vor und zurück, die Fäuste fest aneinandergespreizt. Leichter Wind ist aufgekommen und eine Böe fährt durch ihr Haar. Joshua weiß nicht, was er sagen soll.

„Aber ich glaube das nicht“, fährt Jerry mit kindlicher Entrüstung in der Stimme fort. „Keiner will doch von einer Brücke fallen!“

Joshua wendet den Blick von Jerry zum Meer, sieht die Golden Gate Bridge, spürt den Wind, die Angst, die Wirrnis seiner Rettung. Er sucht nach einer Antwort, weiß, dass er jetzt etwas sagen muss, dass er den Jungen nicht in seiner Offenheit allein lassen kann.

„Nein“, sagt er schließlich, „nein, Jerry, lass die Leute einfach reden. Er ist bestimmt nicht freiwillig da runter gefallen.“ Er zögert, steckt die Finger ineinander. „Das war sicher ein Unfall. Das ist so schrecklich! Es tut mir so leid!“

Jerry nickt, aber Joshua spürt, dass der Junge das furchtbare Ereignis in dem Moment des Erzählens nicht wirklich begreift. Da ist diese Distanz, wie vielleicht in jedem Kind, ein natürlicher Schutz vor dem völligen Zusammenbruch der zarten Kinderseele. Der Schmerz jedoch schlummert tief im Innern, weiß Joshua, und entfaltet plötzlich seine Kraft, in welcher Form auch immer, und dann müssen wir lernen, damit umzugehen.

„Mein Dad ist immer bei mir“, sagt Jerry nach längerer Pause, mit fast heiterer Stimme. „Er ist immer da, genauso wie mein Großvater. Sie lassen mich nicht allein ... so wie meine Mom.“ In seinen letzten Worten liegt die Schärfe tiefer Verletztheit. Wut und tiefe Enttäuschung liegen in Jerrys Augen.

„Willst du mir von ihr erzählen?“, fragt Joshua schließlich leise.

Jerry schüttelt energisch den Kopf.

„Ist okay. Vielleicht irgendwann mal.“ Joshua muss nun nicht mehr fragen, wer die Frau in dem Medaillon ist. Er legt seine Hand auf Jerrys Arm. „Es ist vier. Wir müssen los.“

Der Bus ist voll und so sprechen sie nur über die Dinge, die für fremde Ohren geeignet sind.

„Du hast so lange Haare wie mein Urgroßvater auf dem Foto bei uns an der Wand“, sagt Jerry. „Wenn du nicht so weiß wärst, könnte man denken, dass du ein First Nation bist.“

„Kann ja ’n bisschen in die Sonne geh’n!“

„Warum?“

Joshua spürt die Zerrissenheit in Jerry. „Warum? Na eben klangst du doch noch stolz auf deinen Urgroßvater und auf eure Herkunft. Aber eigentlich ist es egal, was man ist. Wichtig ist doch nur, was man aus sich macht.“

Jerry nickt. Ob er das wirklich versteht, bleibt Joshua verborgen.

„Ich möchte meine Haare auch so lang wachsen lassen“, sagt er nach kurzer Pause.

„Kein Problem. Nicht abschneiden lassen.“

„Aber ich glaube nicht, dass ich so einen Bart haben werde.“

„Nein, das sicher nicht“, erwidert Joshua. „Aber das hat Vorteile. Dann brauchst du dich nicht täglich zu rasieren, wenn du mal keinen haben willst.“

„Stimmt.“ Jerry lächelt. „Aber ich möchte so groß sein wie du.“

„Wirst du ja vielleicht.“

„Bei uns im Dorf sind die meisten ganz dick und können gar nicht mehr richtig Fußball spielen. Grandpa hat immer gesagt, dass sie zu viele Burger essen anstatt Lachs und dass sie zu viel Cola trinken.“ Er stockt. „Aber die Älteren trinken auch Bier und sowas, das hab’ ich gesehen.“

Joshua nickt nachdenklich.

„Aber ich möchte trotzdem irgendwann wieder ins Dorf. Ich hasse die Stadt“, sagt Jerry mit Nachdruck in der Stimme.

Joshua denkt an Jerrys Mutter, sieht das Gesicht aus dem Medaillon vor sich.

Am Golfplatz angekommen, warten sie an der Zufahrt auf einer Bank auf den von Jerry beschriebenen alten weinroten Chevi-Pickup von seinem Onkel Bill. Im Dorf hat er manchmal mit dem Hund zusammen auf der Ladefläche gegessen, aber hier in der Stadt darf er das nicht, erzählt er.

„Wieviel Geld verdienst du an einem Tag auf dem Golfplatz?“, fragt Joshua.

„Ich weiß nicht. Ich hab’s immer einfach eingesteckt“, erwidert Jerry.

Joshua schiebt hundert Dollar in seine Hosentasche.

„Danke“, sagt er leise. Dann starren sie eine Weile wortlos auf die Straße.

„Was wolltest du eigentlich wegschmeißen?“, fragt Jerry plötzlich in das Schweigen hinein.

Joshua stockt der Atem. Er blickt in Jerrys fragendes Gesicht. Lügen will er nicht. Jerry würde es ohnehin merken.

„Ich wollte mein Leben wegschmeißen, Jerry“, sagt er schließlich. „Und ich bin so froh, dass es mir nicht gelungen ist. Sonst hätte ich dich nämlich nicht getroffen.“

Jerry lächelt, überlegt.

„Warum wolltest du dein Leben wegschmeißen? Dann hättest du doch auch dich selbst weggeworfen!“

„Ja. Ich war eben dumm und irgendwie immer traurig, warum auch immer. Aber jetzt hab’ ich mein Leben einfach geändert. Ich mache ’ne Reise, und die führt mich in ein viel coolerer Leben.“

„Und wohin willst du reisen?“

„Ich weiß es noch nicht, aber der Highway scheint mich nach Norden zu ziehen.“

Einige Golfer kommen heran und Joshua blickt ihnen hinterher.

„Wo hast du denn versucht, dich wegzuwurfen?“, fragt Jerry nach längerer Pause.

Joshua erschrickt. „Darüber spreche ich nicht“, sagt er schließlich.

„Auch nicht mit mir?“

„Mit niemandem.“

Joshua beobachtet, wie es in Jerry arbeitet.

„Mein Dad war auch oft traurig.“ Jerry blickt auf seine Füße. „Er wollte mal ein Rechtsanwalt werden. Aber er hat mir nie erklärt, was der macht.“

„Ein Rechtsanwalt verteidigt Menschen oder unterstützt sie, wenn ...“ Joshua überlegt, sucht nach einer klaren einfachen Erklärung. „Er hilft ihnen, wenn sie einen Fehler gemacht haben oder wenn ihnen etwas passiert ist.“

Jerry nickt, nicht ganz begreifend, aber er gibt sich damit zufrieden.

„Er hat dann riesige Holzlaster gefahren“, fährt er mit einem Anflug von Stolz fort. Er hebt die Arme, versucht die Größe darzustellen, lässt sie sinken und blickt zu Boden. „Aber er hat immer wieder gesagt, dass er ein Verräter ist. Er hat gesagt, dass er die Bäume im Stich lässt. Er wollte nie einen Baum töten und ... das hat er auch nicht. Und er ist immer zu Versammlungen gefahren und hat erzählt, wie sie gegen die Männer kämpfen, die die Bäume abhacken. Er meinte dann, dass wenn er die Baumstämme wegfährt, dass er dann mithilft, Bäume zu töten.“

Joshua nickt, spürt ein Stechen in seiner Brust.

„Er hat immer gesagt, dass uns die Bäume gesund machen und dass wir sie gut beschützen müssen“, erklärt Jerry mit beherrschender Miene. „Und er hat gesagt, dass wir uns bei ihnen bedanken müssen, für jedes Haus, das wir mit ihnen bauen, und für jeden Totempfehl.“

„Dann hat dein Vater die Bäume geliebt, hat sie nur weggefahren, weil er Geld verdienen musste“, sagt Joshua. „Es hat ihm sicher sehr wehgetan.“

Jerry nickt zustimmend. „Aber vielleicht haben sich die Bäume an ihm gerächt, weil er geholfen hat, sie von da wegzufahren, wo sie gewachsen sind.“

„Nein“, entgegnet Joshua mit Inbrunst in der Stimme. „Nein, bestimmt nicht. Bäume verstehen alles. Dein Dad brauchte die Arbeit, um Geld zu verdienen für seine Familie ... für dich.“

Jerry überlegt, scheint ein bisschen beruhigt.

„Und was macht dein Onkel, ich meine, was arbeitet er?“

Jerry blickt auf seine Hände, die er jetzt im Schoß ineinander presst. „Ich weiß nicht. Er sagt es mir nicht, auch wenn ich frage. Wenn ich da bin, schläft er fast immer oder redet am Handy mit irgendwelchen Leuten. Und manchmal spricht er so komisch, wie ein Alien.“

Im nächsten Moment wird Jerrys Blick von einem auf sie zurollenden alten dunkelroten Chevi-Pickup angezogen. Er bremst und Joshua entdeckt eine Frau hinter dem Steuer.

Jerry folgt seinem Blick und springt auf. „Da ist er!“

Doch dann hält er inne. Der Wagen parkt am Straßenrand und die Fahrerin öffnet die Tür.

...

## Kapitel 22

Joshua steht vor dem Abenteuer seines Lebens, vor einem Jungen auf einem alten Chevi-Pickup, mit dem er jetzt nach Dawson City reisen soll. Für einige Sekunden fühlt er sich wie gelähmt, zwischen Aufbruchsstimmung und seinem altbekannten Rückzugsbedürfnis hin- und hergerissen.

Jerry hat die Arme sinken lassen, mustert ihn erwartungsvoll-ängstlich. „Du bringst mich doch nicht zurück?“

Joshua rührt sich immer noch nicht, steht stumm, den Blick jetzt auf den Asphalt des Parkplatzes gerichtet, vor dem Wagen. Ihm ist nach einer Zigarette. Er rauft sich die Haare, fährt sich mit beiden Händen übers Gesicht, hebt die Hände und den Blick zu Jerry hinauf. „Nein, verdammt, natürlich bring’ ich dich nicht zurück!“

„Cool!“, schreit Jerry.

Joshua kann seinen Gesichtsausdruck im Schein der Lampe nur schwach erkennen, aber er spürt, dass der Junge strahlt. Er geht zur Ladefläche und hebt die Arme. Jerry beugt sich hinab und lässt sich hineinfallen. Als Joshua ihn auf die Füße stellt, schlingt der Junge die Arme um seine Hüften. Nach kurzem Zögern legt Joshua seine um Jerrys Schultern. Einen Moment lang stehen sie so, still in sich und den anderen hineinhorchend.

In der Situation angekommen, lässt Joshua die Arme sinken und Jerry tritt einen Schritt zurück. „Wohnst du hier?“, fragt er, zum Eingang des B&B nickend.

„Ja. Und du musst dich jetzt unsichtbar machen, damit ich dich ungesehen mit ins Zimmer bekomme. Ich hab’ ja nichts von dir, keinen Ausweis, nix.“

„Unsichtbar wie ein Geist?“

„Genau.“ Joshua überlegt sich schnell eine Strategie. „Du musst jetzt kurz im Auto warten. Wenn jemand rauskommt, duck dich runter. Und ich gehe rein und warte, bis die Luft rein ist. Dann komm’ ich und hol’ dich. Okay?“

Jerry nickt heftig. Joshua will ihm auf den Sitz der Fahrerkabine hinauf helfen, aber Jerry wehrt ab.

„Ich kann das allein“, sagt er mit energischer Stimme, öffnet die Beifahrertür und hievt sich geschickt, einen Fuß mit Schwung aufs Trittbrett stellend, auf den Sitz.

...

Joshua setzt sich ganz vorsichtig auf die leicht nachgebende Matratze. Jerry liegt mit dem Gesicht zu ihm gewandt. Sein Atem geht gleichmäßig. Er fühlt sich seltsam entrückt, als wäre er der Protagonist einer seiner vielen, in irgendwelchen Schubladen dümpelnden Geschichten.

Er dreht vorsichtig den Kopf zur Seite und blickt auf das schlafende Kindergesicht. Ein eigenartiges, nie gekanntes Gefühl durchströmt ihn, ein bisschen unheimlich zwar, aber im gleichen Maße Wärme und Frieden in ihm erzeugend. Dann dreht er sich vorsichtig auf die andere Seite. Es dauert noch einige Minuten, bis ihn die Erschöpfung endlich in den Schlaf zieht.

Irgendwann weckt ihn ein Schrei. Dann ein heftiger Atemstoß. Er dreht sich um, sieht Jerrys Gesicht im fahlen Morgenlicht, Schweißperlen auf der Stirn, das Haar verklebt. Er hat geträumt. Er wirft den Kopf herum, öffnet die Augen, aus denen Angst spricht.

„Was ist los?“, fragt Joshua mit sanfter Stimme.

Jerry blickt ihn an, plötzlich erinnernd, wer der Mann neben ihm ist und wo er sich befindet. „Ich bin gefallen“, presst er mit zittriger Stimme heraus, „nein ... Dad ist gefallen ... von der Brücke.“

Joshua legt seine Hand auf Jerrys Arm.

„Ich glaube, ich bin gesprungen ... hinter ihm her und dann ...“ Er überlegt, lässt seinen ängstlichen verwirrten Blick durch den Raum schweifen, „und dann, ich weiß nicht ...“

Joshua wischt ihm mit dem Zipfel des Lakens den Schweiß von der Stirn. „Jerry, du weißt doch, der Geist deines Vaters ist hier im Raum bei uns. Er beschützt dich. Und er sieht, dass du alles

richtig machst. Er weiß, dass du ihn nicht retten konntest. Du konntest nicht bei ihm auf der Brücke sein, als es geschah. Es geht ihm jetzt gut. Sei ganz beruhigt.“

„Aber was ist der Tod, ich meine, wie ist er?“

Was für eine Frage! Joshua denkt an Bens Worte. „Der Tod ist ein Übergang, von einem Leben in irgendein anderes.“

„Tut das weh?“

„Ja, Jerry, das tut es“, erwidert Joshua, etwas verunsichert.

Er weiß, dass alle Ausführungen und aller Trost ein Spagat sein werden, weil er den Tod nicht kleinreden will, die schützende Angst davor in Jerry erhalten möchte und ihm gleichsam die Furcht vor dem Unausweichlichen nehmen möchte.

„Und der Große Geist bestimmt, wann er kommt und wohin es dann geht. Daran solltest du immer denken. Man muss sich seiner Entscheidung fügen, weil er uns sonst immer wieder dahin zurückschickt, von wo wir flüchten wollten, und dann geht alles wieder von vorne los. Aber wir wollen uns ja vorwärtsbewegen, nicht?“ Joshua zeigt auf sich selbst. „Du weißt doch, was ich meine, hey?“

Jerry nickt. Seine geweiteten Augen haften auf ihm wie auf einem Propheten. Joshua fühlt sich sozusagen übergewichtig, beginnt unter der Last seiner Worte zu schwanken, zweifelt an sich als Weisheitsverkünder. Doch als die Angst aus Jerrys Augen weicht, atmet er tief durch und denkt, dass es schon okay war, was da alles aus ihm heraussprudelte.

„Grandpa hat gesagt, dass man im Tod ein Licht sieht und dass wir dann erstmal zu Licht werden. Und dann ... Meinst du, dass mein Dad jetzt auch eine Lichtgestalt ist?“, fragt Jerry in das kurze Schweigen hinein.

„Ja, klar.“

„Ein Geist aus Licht?“ Seine Stimme ist jetzt wieder ganz wach, voll kindlicher Erwartung.

„Ja.“ Joshua nickt. „Ja, ein Geist aus wunderbar klarem Licht, das dir immer deinen Weg leuchtet.“

Jerry lächelt, seine Gesichtszüge entspannen sich, die Muskeln an seinem Hals lockern sich, und das Kissen unter seinem Kopf gibt nach. Er schließt die Augen, atmet noch ein paar Mal stockend und fällt zurück in den Schlaf. Joshua beobachtet ihn noch eine Weile, wartet, bis er sich zusammengerollt hat, und dreht sich, dem Jungen zugewandt, ebenfalls auf die Seite. So liegt er, über all das Gesagte und Gehörte nachsinnend, bis die Sonne erste Strahlen durch das Fenster wirft.

Er setzt sich auf und blickt zu seiner Uhr, die auf dem Nachttisch liegt. Es ist sieben Uhr, Zeit aufzustehen und sich auf den Weg zu machen. Jerry schläft noch und er überlegt, ob er ihn tatsächlich wecken soll. Er steigt vorsichtig aus dem Bett, schleicht ins Bad, lässt die Tür geöffnet, während er duscht. Immer wieder horcht er zu Jerry hinüber. Als er sich gerade angezogen hat, vernimmt er ein leises Schluchzen vom Bett herüber und läuft zu ihm. Jerry liegt ganz klein zusammengerollt unter der Decke und weint, ganz leise.

Joshua setzt sich zu ihm aufs Bett und legt die Hand auf seine Schulter. „Was ist, Jerry?“

„Ich möchte doch ins Dorf zurück.“ Er wischt sich die Tränen aus seinem Gesicht.

„Sicher?“, fragt Joshua.

„Ja.“

Ein Hauch von Traurigkeit, dann ein kurzer Moment der Erleichterung, dann Enttäuschung. Joshua nimmt seine Hand von Jerrys Schulter. „Okay, kein Problem. Dann fahr ich dich hin“, erwidert er. Vielleicht ist es besser, überlegt er. Er würde Emily informieren und alles wäre einfacher.

Einen Moment lang sind sie beide stumm. Joshua erhebt sich, geht zum Fenster und zieht die Vorhänge zurück. „Du musst jetzt aufstehen“, sagt er in versöhnlichem Ton.

„Ich bleibe liegen“, sagt Jerry zaghaft.

„Das geht nicht. Du kannst doch nicht hierbleiben.“ Joshua wendet sich ihm zu. „Du willst doch in dein Dorf.“

„Ich weiß nicht“, sagt Jerry stockend. „Ich ...“ Wieder rollen Tränen über seine weichen runden Wangen, jetzt jedoch lautlos.

Joshua denkt an seine eigene verdammte Schwermut, an die launische alte Schachtel. Er steht mit dem Rücken zum Fenster, ratlos. Dann gibt er sich einen Ruck. „Komm, Jerry, steh jetzt auf. Wir müssen hier raus, bevor dich jemand sieht, verstehst du.“

Jerry nickt, wischt sich wieder die Tränen aus dem Gesicht, stützt sich auf die Ellenbogen und verharrt so. „Ich hab’ ...“ Er stockt, zögert, kämpft augenscheinlich mit sich selbst. Schließlich setzt er sich auf und schlägt die Bettdecke zurück. „Alles nass ... siehst du?“ Nun strömen die Tränen mit lautem Schluchzen aus ihm heraus, in einer Mischung aus Verzweiflung und Wut auf sich selbst.

Ohne zu zögern geht Joshua zu ihm und nimmt ihn in den Arm. „Kenn ich alles“, sagt er, „das passiert, wenn man mies träumt, wenn man Angst hat und so. Als mein Vater meiner Mutter drohte, sie zu verlassen, wenn sie mich ewig in Schutz nähme und sich immer nur um mich kümmere, da hab’ ich auch ins Bett gemacht. Aber das gibt sich wieder, ganz sicher.“

Jerry nickt schwach.

„Ich finde, du gehst jetzt unter die Brause, kommst frisch geduscht wieder raus und dann sieht die Welt schon wieder ganz anders aus.“ Joshua lächelt und Jerry nickt, immer noch verstört, aber deutlich beruhigter.

„Das kannst du doch allein, oder?“

Wieder stummes Nicken. Er steht auf, ohne sich umzublicken, und verschwindet im Bad. Wenig später vernimmt Joshua das Rauschen der Dusche. Er zieht das Laken ab, holt die Colaflasche aus seinem Rucksack und gießt etwas davon auf die feuchte Stelle. Dann rollt er das Laken zusammen und legt es neben den Eingang.

Jerry kommt, ins Handtuch gewickelt, aus dem Bad. Er hat seine nasse Unterhose in der Hand. „Ist jetzt wieder sauber“, sagt er in entschuldigendem Ton.

„Prima.“ Joshua nimmt sie ihm ab, steckt sie in die Seitentasche seines Rucksacks und hält ihm seine Jeans hin. „Nun musst du mal ohne Unterhose da rein“, sagt er lächelnd. „Pass auf, dass du nix einklemmst!“

Auf Jerrys Gesicht zeigt sich ein schwaches Lächeln. Er nimmt die Jeans, steigt hinein und bleibt unsicher, mit hängenden Schultern im Raum stehen. „Ich möchte doch zu meiner Mom“, sagt er leise.

„Okay, Jerry, dann los.“ Joshua atmet tief durch und greift seinen Rucksack. „Warte eben hier. Ich hol dich durchs Fenster raus, sobald keiner guckt.“

Jerrys Stimmung schlägt um wie das Wetter am Pazifik. „Okay“, sagt er jetzt mit fester Stimme.

...

...

## Kapitel 23

Sophie schleppt den schweren Westernsattel zu dem ihr zugeteilten Pferd am Anbinder vor dem Ranchhaus, während sich die unerfahrenen Reiter noch einer Einweisung unterziehen müssen. Mit einem Ruck stemmt sie den Sattel auf den Rücken des stämmigen Pferdes. Es ist ein American Quarterhorse, ein mittelgroßer Brauner mit zotteliger langer Mähne und kleiner Blesse. Sie zieht den Gurt unter seinem Bauch durch die Schnalle und befestigt die Packtaschen am Sattel. Anschließend löst sie das Halfter und streift die Trense über seinen Kopf. Den beiden jungen Paaren, eins aus der Schweiz, eins aus Süddeutschland, muss Justin noch helfen. Dann sind sie unterwegs. Sophie lächelt in sich hinein. Es fühlt sich gut an, endlich mal wieder auf einem Pferd zu sitzen.

...

Sie reiten durch Schluchten, Tannenwälder und Pappelhaine, durch Bäche und Flüsse und an zerklüfteten Felsformationen entlang. Justin dreht sich behände im Sattel herum, reitet eine Weile rückwärts, behält nicht nur prüfend das Packpferd im Blick, sondern auch Sophie, die direkt dahinter reitet.

„Hast du Augen im Rücken?“, fragt Sophie besorgt, den Blick auf dem engen Pfad entlang des Abgrunds.

„Kein Problem, die des Pferdes reichen. Das sind keine Dressurpferde.“

Aus anfänglichen Zehntelsekunden des Blickkontakts werden mehrere Sekunden, bis sich Sophie allmählich fragt, ob er womöglich auch Frauen nicht verschmäht. Das Leben ist schließlich bunt, ein Fass voller Überraschungen, tönt es wieder in ihr.

Als die Sonne über den Zenit hinweg ist, erreichen sie das Camp am Clearwater River und satteln ab. Sophie rutscht staksig aus dem Sattel. Alle Muskeln und Gelenke schmerzen. Doch die geradezu betörende Reinheit der Natur lässt sie alles vergessen. Schöner, ungestörter, wilder kann sich eine Landschaft nicht zeigen.

„Das Wasser könnt ihr so trinken, wie es hier an euch vorbeifließt“, erklärt Justin. „Keine Biber, keine Landwirtschaft, keine Industrie.“

Alle kraxeln auf seine Aufforderung hin mit ihren Pferden zum Fluss hinunter, lassen sie saufen und erfrischen sich in dem vom Licht türkis gefärbten glasklaren Wasser. Sophie bringt mit den anderen zusammen ihr Pferd nach oben zum Paddock und geht wieder hinunter an den Fluss. Sie rollt die Hosenbeine bis über die Knie hoch, schiebt die kurzen Ärmel ihres T-Shirts bis an den Halsansatz hinauf und taucht Beine und Arme ins kühle Wasser. In ihrer Kindheit war ihre Haut das letzte Mal so von Schweiß und Staub verklebt. Das Stadtleben hatte sie fast steril werden lassen. Nun beobachtet sie voller Wonne, wie sich der Dreck von ihrer Haut im Wasser auflöst und davontreibt, genießt diese elementare Reinwaschung von Körper und Seele, die jedes Duscherlebnis zu einer schnöden Annehmlichkeit werden lässt. Sie fühlt sich frei, kurzum wie – sie mag es kaum denken – im Paradies, setzt sich auf einen Felsen am Ufer und lässt ihre Haut in der Sonne trocknen.

## Kapitel 24

„So, ab ins Zelt“, sagt Joshua schließlich, nach Luft ringend.

Jerry lässt enttäuscht die Schultern sinken.

„Keine Widerrede. Rein, Indianer!“

Joshua schiebt ihn ins Zelt. Mit schlappen Bewegungen steigt Jerry aus seiner Jeans und kriecht in den Schlafsack. Joshua will noch einmal hinaus, doch Jerry hebt den Kopf.

„Kannst du mir ’ne Geschichte erzählen?“, fragt er mit bittender Miene.

Joshua erschrickt. Er schrieb früher gern Geschichten auf, las sie aber niemandem vor. Und es ist nicht das, was er jetzt tun möchte. Er würde gern stumm über den Campingplatz wandern, das Zelt im Blick, aber allein, ganz für sich, ganz in Ruhe, und er würde gern seine Gitarre ausprobieren.

„Bitte, Josh, ich kann sonst nicht einschlafen“, fleht Jerry herzerweichend.

Joshua stöhnt, fährt sich übers Gesicht. „Wir hätten Bücher kaufen sollen. Du kannst doch lesen, nicht?“

„Ich will keine aufgeschriebenen Geschichten. Die verlieren ihr Leben, hat Grandpa gesagt.“

„Okay. Ich will’s versuchen. Aber keine Garantie für Spannung.“

„Ist egal. Die von meinem Großvater waren auch nicht immer spannend“, ruft Jerry aus. Seine Augen leuchten voller Erwartung.

Joshua hängt die Campingleuchte über sich auf und setzt sich im Schneidersitz auf seine Isomatte. „Aber du musst mir fünf Minuten Zeit geben.“

„Klar.“

Joshua überlegt einen Moment. „Also ...“ Er zupft unschlüssig an seinem Bart.

„Also, da war mal eine Krähe, oder besser ein Krähenmann namens Shua, der sang Lieder über das Glück. Die Chefkrähe schrieb die Worte auf und verpackte sie in Kekse.

„Glückskekse!“, ruft Jerry aus. „Ich war mal mit meinem Onkel in Vancouver in einem Restaurant, wo alles rot und golden war, und da gab es diese Kekse mit Papier drin. Auf meinem stand, dass in einem Haus, wo gelacht wird, das Glück kommt.“

„Das ist nett“, erwidert Joshua, vertieft in das, was er nun weitererzählen würde.

„Aber bei uns wurde nie gelacht“, sagt Jerry zaghaft.

Joshua zuckt innerlich zusammen, rutscht ein bisschen vor und legt seine Hand auf Jerrys Schulter.

„Ist schon okay, erzähl weiter“, sagt er eilig.

„Aber der Krähenmann sang nur deshalb seine Glückslieder, weil er nichts Besseres zu tun wusste. Ihm waren, bis auf seine Freundin, alle anderen Krähen gleichgültig, und darum fand er selber auch kein Glück. Und schließlich verließ ihn seine Freundin, weil er immer nur mutlos war und alles schlecht fand. Und so wurde er immer schwächer und missmutiger. Seine Flügel hingen so schlapp an ihm herab, dass er kaum noch fliegen konnte. Mit letzter Kraft schaffte er es auf das Dach eines Hauses. Sein Kopf hing kraftlos herab und machte ihn so schwer, dass er hinabstürzte. Aber kurz bevor er auf dem Boden aufschlug, wurde er gepackt ... von einem alten Krähenmann mit grauem Gefieder.“

„Aber Krähen werden doch gar nicht grau, wenn sie alt sind!“, protestiert Jerry, den Kopf anhebend.

„Hey, wer erzählt hier ’ne Geschichte?“

„Du.“ Jerry steckt die Hände hinter seinen Kopf legt sich zurück auf das Campingkissen.

„Und der alte Krähenmann hatte einen Zopf ...“

„Ein First Nation!“, rutscht es mit Begeisterung aus Jerry heraus.

„Nein“, erwidert Joshua, „bei den Krähen gibt es weder First Nations, noch Kanadier, noch Amerikaner, noch Japaner noch sonst was. Krähen sind einfach nur Krähen ... und deshalb gibt es auch keine Krähenkriege.“

„Aber manchmal jagen sie sich“, sagt Jerry.

„Ja, und sie hacken sich auch mal, aber sie ... Soll ich jetzt weitermachen?“

„Ja, ich sag nichts mehr“, gibt Jerry leise zurück.

„Also der alte Krähenmann war Musiker, musste viel herumreisen. Deshalb besaß er ein Flug-Motorrad. Er lud Shua ein, auf seinem Motorrad mitzukommen, zu seinem Konzert. Shua stieg auf und hielt sich am Zopf des Krähenmannes fest. Und so flogen sie gemeinsam in eine große Stadt am Meer, wo der Alte Musik machte. Shuas Kräfte kamen zurück und er tanzte ausgelassen danach. Er sprang und hüpfte, taumelte, drehte sich ganz wild und befreit um sich selbst.“

„Ein Pow-Wow!“, ruft Jerry aus und ist schnell wieder stumm.

„Ja, ein Pow-Wow. Und dann musste der Alte wieder in seine Heimat und Shua blieb allein und einsam zurück. Aber es dauerte nicht lange und eine wunderschöne Krähenfrau kam auf ihn zu und holte ihn aus seiner Trübsal. Sie gab Shua ein bisschen von ihrer Lebensfreude ab, und so konnte er mit ihr zusammen nach Vancouver fliegen.“

Joshua bricht ab. „Und jetzt solltest du schlafen. Wir müssen morgen wieder früh hoch, damit wir es bis Burns Lake schaffen, und außerdem ist mein Mund staubtrocken.“

„Och ne! Ich möchte jetzt aber wissen, wie es weitergeht!“, sagt Jerry enttäuscht. „Ich hol dir auch was zu trinken.“

„Nein, Endgültig Schluss jetzt. Du hast dann morgen auch noch was.“

„Morgen kannst du dir doch 'ne neue Geschichte ausdenken.“

„Morgen möchte ich Gitarre spielen“, schießt es aus Joshua hervor. Ein Eigentor.

„Oh, das ist auch cool. Also musst du jetzt weitererzählen“, sagt Jerry gähmend.

„Nein, Jerry. Du schläfst doch sowieso gleich ein. Ich kann nicht mehr. Morgen spiele ich erst Gitarre, singe dir was vor und dann erzähl ich die Geschichte weiter.“

Jerry mурrt, aber seine Augenlider klappen schon herunter. Es ist kalt geworden und Joshua zieht den Schlafsack über seine Schultern. Als er auch noch die Kapuze über seinen Kopf ziehen will, wird er ausgepiffen.

„Ich bin doch kein weißes Weichei“, sagt Jerry schroff, wieder hellwach.

„Hey, keine Diskriminierung“, gibt Joshua lächelnd zurück.

Jerry gähnt und lässt es jetzt zu, dass sich seine Augen fest schließen. Sekunden später ist er eingeschlafen.

Joshua schleicht aus dem Zelt, holt seine Gitarre aus dem Auto, stimmt sie und setzt sich auf einen Stein vor dem Zelt. Leise beginnt er zu spielen und zu singen: „Cowboys and Indians“ von Ben Rogers. Anschließend versucht er sich an seinem eigenen Song. Allmählich kommen die Worte zu ihm zurück. „Dunkles Land, wo ist dein Licht, suche verzweifelt, finde es nicht...“ Er bricht ab, überlegt, die Akkorde beizubehalten, aber den Text zu ändern. Morgen oder irgendwann. Er ist erschöpft, bringt die Gitarre ins Auto und kriecht ins Zelt zurück. Müde und zufrieden mit sich – ein ganz neues beflügelndes Gefühl – steigt er in den Schlafsack und schläft ein.

## Kapitel 25

Sophie blickt auf die nasse Straße, die sich wie ein welliges Band vor ihr auf und ab windet, durch dichten Wald aus Birken und Tannen, durch staubige trostlose Indianerreservate hindurch, über löcherigen, holperigen Asphalt. Sie ist unterwegs nach Nordwesten auf dem Yellowhead Highway 16, auch Highway of Tears genannt, wegen seiner traurigen Geschichte. Trampen ist hier,

in dieser entlegenen Gegend, die einzige Chance, in den nächst größeren Ort zu gelangen, um einzukaufen oder sich zu vergnügen. Sophie hatte bei der Reiseplanung gelesen, dass hier zahlreiche, hauptsächlich indigene Frauen verschwanden. Viele sind bis heute nicht gefunden worden. Sie ist diese Strecke gerade schon einmal gefahren, nur in entgegengesetzter Richtung, hat in Vanderhoof haltgemacht und nach dem Check der Wetter-App kurzerhand entschieden, über den Highway 97 die östliche Route hoch nach Watson Lake zu fahren. Dort sollte es nicht regnen. Nun muss sie zunächst nach Prince George zurück. Aber sie ist gut im Zeitplan, war früh losgefahren, würde es locker bis Bear Lake schaffen.

Als sie am Rande des Highways in einem Reservat, wenige Kilometer hinter dem riesigen Schild mit der Aufschrift „Girls don't hitchhike on the HIGHWAY OF TEARS“, eine Frau entdeckt, die den Daumen raushält, bremst sie ohne zu zögern ab. Sie fährt rechts ran, lässt die Scheibe herunter, wartet, bis die junge, füllige Frau bei ihr ist. Sie atmet heftig. Ihr pechschwarzes Haar ist kurz geschnitten und von einigen blond gefärbten Strähnen durchwirkt, ihre kräftigen Beine stecken in Stretch-Jeans und auf ihrem Sweatshirt steht „I FIGHT BACK“. Über ihrer Schulter hängt ein kleiner abgewetzter Rucksack.

„Nimmst du mich mit?“, fragt sie aufgeregt.

„Verdammt leichtsinnig“, gibt Sophie zurück. „Hier verschwinden doch laufend Frauen!“

„Ich wäre auch nicht zu einem Mann eingestiegen.“

„Und wohin willst du?“, fragt Sophie.

„Nach Prince George.“

„Das passt.“

„Aber es ist ...“ Die junge Frau zögert. „Es geht um meinen Hund. Er muss in die Tierklinik.“ Aus ihren dunklen Augen spricht eine Mischung aus Traurigkeit und Aufregung.

## Kapitel 26

...

Joshua greift die Taschenlampe, eilt zum See, wäscht die genässten Sachen aus und hängt sie vor dem Zelt an den Bäumen auf. Er holt die beiden Wolldecken aus dem Auto und huscht zurück ins Zelt. Jerry blickt ihn beruhigt und erwartungsvoll an, während sich Joshua in voller Montur in die Decken einmummelt.

„So, gleich geht's los“, sagt er, seine Nervenzellen auf Trab bringend. Er holt sich in die Geschichte zurück und atmet einmal tief durch. „Also ... ich glaube, da waren wir. Die hübsche Krähenfrau ... Sie hieß Kate und gab Shua ein bisschen von ihrer Lebensfreude ab. Und so machte er sich mit ihr zusammen auf den Weg nach Vancouver, wo sie alleine auf einem Baum in einem Park wohnte. Es war ein langer Flug, aber voller schöner Aussichten über die Berge und über das Meer. Und der Große Geist schüttete nur einmal Regen über sie aus. Die übrige Zeit klebte eine riesige warme Sonne am Himmel und wies ihnen den Weg. Am nächsten Morgen nahm Kate ihn mit zu einem Golfplatz.“

Aus dem Augenwinkel sieht Joshua, wie sich Jerrys Augen weiten. Er hängt an seinen Lippen, will etwas sagen, bleibt jedoch stumm.

„Das hier ist mein Arbeitsplatz“, erklärte Kate. „Du kannst für mich Golfbälle aus den Teichen holen. Die gebe ich dann den Golfspielern zurück und dafür bekomme ich ganz viele Regenwürmer und Beeren. Davon gebe ich dir dann was ab.“

„Ich soll tauchen?“, fragte Shua.

„Tauchen kann jeder lernen, auch wir Krähen“, erklärte Kate. Und Shua willigte begeistert ein. Sie flogen gemeinsam zu einem der Teiche und hüpfen ans Ufer. Kate erklärte Shua, wie man taucht. Bei den ersten Versuchen schluckte er Wasser und musste furchtbar prusten. Aber es wurde schnell besser. Und dann machte Shua einen Köpfer in den Teich, tauchte tief hinab und holte einen Golfball nach dem anderen heraus. Die Bälle jedoch waren so groß und hart, dass er eine regelrechte Schnabelsperr bekam. Seine Schnabelmuskeln wurden ganz hart, sodass er die Regenwürmer und die Beeren, die Kate derweil gesammelt hatte, nur unter Schmerzen schlucken konnte. Als alles verspeist war, watschelte er, noch nass vom Tauchen, wie eine Ente über den Rasen. Er hatte überhaupt keine Lust, diese Arbeit weiterzumachen. Sie war unangenehm und ohne Sinn. Seine Flügel waren schwer und wurden immer schlapper. Die Lebensfreude begann wieder aus ihm zu weichen, wie die Luft aus einem zusammengedrückten Ballon.“ Joshua hält kurz inne, um nachzusehen, ob Jerry vielleicht schon eingeschlafen ist. Doch der liegt auf der Seite, seinen Blick auf Joshua geheftet, hellwach.

„Und dann blieb Shua wie angewurzelt auf dem Rasen stehen“, fährt Joshua fort. „Vor ihm lag ein Glückskeks. Shua freute sich über den köstlichen Fund und auf einen weisen Spruch darin und pickte ihn auf. Doch was da herausflog, war kein schnöder Zettel mit Worten darauf, sondern ein junger Adler. Er flatterte über ihn in den Himmel hinauf, stieß einen Schrei aus und landete vor ihm auf dem Rasen.“

„Wer bist du denn?“, fragte Shua.

„Ich bin ein Weißkopfadler, auch wenn man das noch nicht sieht. Und einen Namen habe ich noch nicht“, antwortete der Kleine.

„Gut. Dann sag mir, wie du in diesen Keks hineingekommen bist.“

„Der Große Geist hat mich hineingedrückt“, erklärte der kleine Adler. „Das war ein bisschen schmerzhaft, denn er ist ja eigentlich viel zu eng. Aber der Große Geist hat mir gesagt, dass ich, wenn ich das durchhielte, darin das Glück finden würde. Du musst fest daran glauben, an dich und an dein Glück, hat der Große Geist gesagt. Und dann hat er mich in den Keks hineingeschoben“, erklärte der kleine Adler.

Shua hörte nachdenklich zu und der kleine Adler fuhr fort zu erzählen: „Mein Vater ist früh gestorben und meine Mutter musste weit fort in den hohen Norden, um Futter für mich zu finden. Hier gab es für uns Adler keine Nahrung mehr, weil andere Vögel alles weggefressen hatten.“

Joshua macht eine Pause und wendet seinen Blick kurz Jerry zu. Ihre Blicke treffen sich. Jerrys Augen sind weit geöffnet vor Spannung, alle Trauer verflogen.

Joshua fährt, zu Jerry gewandt, fort zu erzählen: „„Und ich habe an das Glück geglaubt. Ich habe das alles ausgehalten und dann hast du mich gefunden und da raus geholt“, sagte der kleine Adler zu Shua. Und damit schoss er hoch in die Luft, machte einen Salto und fiel auf seine Krallen zurück, direkt vor Shua. „Kannst du das auch?“, fragte er.

„Nein, meine Flügel sind schwer wie Blei“, erwiderte Shua traurig.

„Das kann ich ändern“, sagte der kleine Adler und er schob seine Flügel unter die von Shua, machte einige flatternde Bewegungen auf und ab, sodass Shua regelrecht durchgeschüttelt wurde. Und siehe da, die Schwere rieselte wie Sand von seinen Flügeln, die Traurigkeit wich aus seinem Herzen und er fühlte sich plötzlich so leicht wie noch nie in seinem ganzen Leben.

„Siehst du, geht doch!“, rief der kleine Adler aus und schickte noch einen Freudenschrei hinterher. „Wohin wollen wir fliegen, Shua?“, fragte er aufgeregt.

„In den Norden hinauf, zu deiner Mutter“, erwiderte Shua freudig.“

Joshua hält inne. Jerry öffnet seinen Schlafsack. Er setzt sich auf, sein Blick Joshua zugewandt.

„Und dann erhoben sich die beiden in die Lüfte, setzten sich auf eine große schneeweiße Wolke und ließen sich vom Wind in Richtung Norden treiben.“

Jerry blickt Joshua an, stumm, ein seliges Lächeln auf seinen Lippen, in seinen Augen pure Freude. „Als du von dem Golfplatz erzählt hast, hab ich’s gemerkt“, sagt er mit Gewicht in der Stimme. Er robbt zu Joshua hinüber und kriecht zu ihm unter die Decken. „Grandpa hat gesagt, wenn man Krähen füttert, bringt das Glück“, sagt er ganz leise.

„Ja. Du, kleiner Adler, hast mich ja gefüttert, mit Kraftfutter.“

Joshua spürt ein leichtes Nicken an seiner Seite. Er legt seine Arme um Jerry und so liegen sie eine Weile schweigend nebeneinander. Als Jerrys Kopf schwer an seine Schulter sinkt, dreht sich Joshua vorsichtig zur Seite, hockt sich hin, schiebt seine Hände unter Jerrys Achseln und zieht ihn unter den Decken hervor. Jerry öffnet halb die Augen, findet auf seine Füße und schlüpft mit Joshuas Unterstützung in den Schlafsack zurück. Wie ein Stein sinkt er auf seine Matte und schläft ein.

Joshua knipst die Campingleuchte aus. Er liegt noch lange wach, lässt seine Geschichte Revue passieren, sinniert über Jerrys vom Schicksal bedrängtes Leben und über das Leben im Allgemeinen.

Irgendwann fällt auch er in tiefen Schlaf, gepackt mit einer fetten Portion Träume, die sich am nächsten Morgen, als er danach greifen will, wie Dunst im Licht auflösen. Schade, denkt er, Träume neigen leider dazu, sich vor der Wirklichkeit zurückzuziehen. Das einzige, was sich vor seinem inneren Auge schwach abzeichnet, ist Sophies kleiner Balkon. Sie saßen dort nebeneinander und blickten auf die Balustrade, und dann ... Er weiß es nicht mehr.

## Kapitel 36

...

Nach einem starken Kaffee, der auf Sophie wie ein Jungbrunnen wirkt, Orangensaft für Jerry und einem Müsli mit frischem Obst für alle, sind sie auf dem Highway, Joshua in seinem alten Chevi, Sophie, Jerry und Nuka vor ihm im Camper. Jerry hatte lange überlegen müssen, bei wem er mitfahren wollte, aber Joshua hatte darauf bestanden, dass die drei zusammen fahren. „Calm After The Storm“ von den Common Linnits läuft im Radio. Joshua singt leise mit. Der Song gehört zu seinem Cover-Repertoire.

Dann schrillt sein Handy dazwischen. Jerry ist dran. „Josh, überhol uns mal. Du musst das sehn! Es sieht aus, als wenn er Sophie sagt, wo es lang geht.“

Die Verbindung bricht ab, und Joshua steuert den Wagen nach links zum Überholen. Der Highway ist leer bis zum Horizont und er kann sich Zeit lassen. Als er neben Sophies Camper ist, lässt sie das Fenster runter. Nuka sitzt mit emporgerecktem Kopf zwischen Sophie und Jerry und sieht konzentriert aus der Windschutzscheibe. Seine Ohren flattern im Fahrtwind.

„Ja, als ob er fährt“, schreit Joshua hinüber.

Sophie zwinkert ihm zu. Dann gibt er Gas und setzt sich vor sie. Wieder klingelt das Handy.

„Hey Mann, das Telefonieren beim Fahren ist verboten!“, sagt Joshua. Es hallt und er weiß, dass Sophie mithört.

„Seit wann überholst du mich beim Befolgen von Regeln? Keiner auf der Straße weit und breit!“, ruft sie durch das Rauschen hindurch.

Joshua lacht.

„Ist ’ne Ausnahme! Heute folgen wir nichts anderem als dem Wind!“, schreit Sophie.

„Wow!“, ruft Joshua ins Handy.

Dann ein Knacken, dann Jerrys Stimme. „Ich will für immer bei Nuka bleiben!“

„Dann hast du Sophie auch an der Hacke ... und mich auch, zwei Bleichgesichter, zwei weiße Ärsche.“

Einen Moment lang ist nur ein Rauschen zu hören. Der Empfang lässt nach. Dann ist Sophie an seiner Seite. Joshua kurbelt das Fenster runter.

„Ist mir egal, ob ihr rot oder weiß seid!“, schreit Jerry.

„Dann hast du ja auch was von mir gelernt, Partner!“

Sophie gibt Gas und überholt, bis sie wieder vor ihm sind.

In der Ferne taucht ein kleiner Punkt auf, wird schnell größer und entpuppt sich als Holzlaster.

Joshua erstarrt. „Jerry!“, ruft er ins Handy.

Einen Moment lang kommt keine Antwort.

Schließlich ein zaghaftes „Ja“.

„Schau nicht hin, hörst du? Nimm Nuka in den Arm und schließ die Augen!“

„Okay.“

Der schwere Laster kommt näher, donnert zuerst am Camper, dann an Joshua vorbei. Die Erschütterung geht ihm durch Mark und Bein. Er ist schweißgebadet. Wenig später halten sie an einer Parkbucht. Er springt vom Sitz, läuft zur Beifahrertür von Sophies Truck und öffnet sie.

„Guck mal, Josh, Nuka“, ruft Jerry.

Der Hund liegt mit den Vorderpfoten auf Jerrys Oberschenkeln und leckt seine Hände. Jerry ist ernst, aber nicht verstört. Sophie steigt aus und kommt um das Auto herum. Sie legt ihre Arme von hinten um Joshuas Bauch, ihren Kopf an seine Schulter. „Du hattest mich ja gewarnt. Alles gut“, flüstert sie in sein Ohr.

Jerry rutscht vom Sitz, Joshua atmet tief durch und hebt Nuka hinunter.

Sie trennen sich, verschwinden kurz im Gebüsch, gießen sich anschließend gegenseitig Wasser aus Sophies Trinkflasche über Hände und Gesicht und wischen sich lachend die Hände am Hintern des anderen ab.

„Soll ich mit dir weiterfahren, Josh?“, fragt Jerry in betont fürsorglichem Ton.

Joshua lächelt. „Mach dir um mich keinen Kopf. Ich komme alleine klar.“

Einen Moment lang bleibt Jerry vor Joshua stehen, sieht ihn aufmerksam an. „Bleibt ihr jetzt zusammen, ich meine Sophie und du?“, fragt er.

„Ich hoffe, Jerry“, erwidert Joshua mehr zu sich selbst. „Leben, das ist ein ewiger Versuch mit offenem Ausgang. Aber man muss an das glauben, was man sich wünscht. Und wenn der Regen die Flügel schwer macht ..., wie war das noch?“

„Die Flügel ausbreiten wie ein Weißkopfadler, auch wenn der Regen schwer aufs Gefieder drückt“, sagt Jerry mit gewichtiger Stimme. „Wann lernst du das denn endlich mal?“

„Gelernt hab’ ich das ja, nur nicht auswendig.“

„Oh Mann, du bist echt alt.“

„Yupp!“

Sophie steht abwartend vor ihrem Camper. Dann lächelt sie. Jerry kommt zur ihr hinüber und zieht sich auf den Sitz. Ein kurzer Blick zu ihm hinüber sagt ihr, dass es gut ist, wie sich das Leben gerade vor ihr entfaltet. War es nicht vielleicht notwendig, dass sie diesen Umweg machten, um

sich wiederzufinden, sich wahrhaftig zu finden? War all dies nicht eine Anhäufung glücklicher Fügungen? Vor der Reise glaubte sie sich, jetzt fühlt sie sich stark. Konzepte sind etwas für ängstliche Menschen. Es wird nicht leicht, aber würde es das mit einem eigenen Kind? Und Joshua? Seine Schwermut, wäre das ein für alle Mal vorbei? Und würde überhaupt alles klappen mit dem Sorgerecht und allem, was dazu gehört? Schritt für Schritt, Sophie, ermahnt sie sich. Da war doch was, nicht? Spüren statt planen! Das Leben sagt dir schon im richtigen Moment, was du zu tun hast.

„Woran denkst du?“, fragt Jerry.

„Hey, du hast mich durchschaut, was, kleiner Adler? Ich habe über uns alle nachgedacht und freu' mich auf das Leben mit dir.“

Jerry lächelt.

„Wo würdest du gerne leben?“, fragt Sophie.

Er überlegt. „In unserem Dorf“, sagt er unsicher. Kurzes Schweigen. „Nein, vielleicht doch lieber ... Keine Ahnung. Aber auf jeden Fall am Wasser.“

„Am Meer?“

„Ist egal. Seen sind auch schön.“

Sophie nickt.

Joshua blickt über die Ebene, auf den vor ihm dahinfließenden Asphalt. Er überlegt, dass sie zu Hause die Zelte abbrechen und in Kanada, in Jerrys Heimat, ein neues Leben an den Start bringen sollten. Vielleicht in der Nähe seines Dorfes, eine ganz andere Brücke bauen, eine über alles Trennende hinweg und geradewegs ins Leben. Ja, eine coole Idee, denkt er. Sophie als Rangerin ... Er stockt. Aber er? Als Tauchlehrer? Als Touri-Führer für Kanutouren? Irgendwo an der Küste, vielleicht auf Vancouver Island? Er würde sogar wieder in trüben Teichen nach Golfbällen fischen. Vielleicht ein Gig hier und dort. Für die Hutklasse reicht es allemal. So schlecht, wie immer geglaubt, war er doch gar nicht auf der Gitarre! Auch wieder Glückskekssprüche schreiben? Nein, sagt er sich, nein, das nicht, aber ich werde meinen Roman schreiben. Ein gebrochener Pfeil fliegt nicht geradeaus, lässt sich aber wieder hinbiegen, sagt er sich, allen Mut in sich zusammenkrazend. Ich werde es durchziehen, verdammt noch mal, und der alten launischen Schachtel die Schulter zeigen, werde mich gut ausbalancieren auf dem Seil des Lebens. Er denkt an seinen Retter, sieht Ben vor sich auf der Harley, sieht sein zerknautschtes zufriedenes Gesicht und dankt ihm innerlich noch einmal für alles. Sollte er sich vielleicht, für alle Fälle, wieder eine Latzhose mit stabilen Hosenträgern zulegen? Klares Nein. Kam doch inmitten aller Absurdität und Gefahr das richtige Wort im richtigen Moment an sein Ohr.

Hey Josh, sagt er sich, fang nicht wieder an zu zweifeln! Er lächelt, lächelt auf den Highway hinaus. Schemenhaft zeichnet sich etwas ab, das seinem brüchigen Leben einen Sinn gibt. Das Lächeln will gar nicht mehr von seinem Gesicht weichen. Irgendwann verliert es sich in den Weiten des Landes, in den dahinziehenden Wolken, in den Bäumen. Leben! Welch ein Umweg, schallt es in Joshua. Okay, packen wir's an.